

Vergißeinnicht 1912

3 (1912)

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

50. Jahrgang.
Nr. 3.

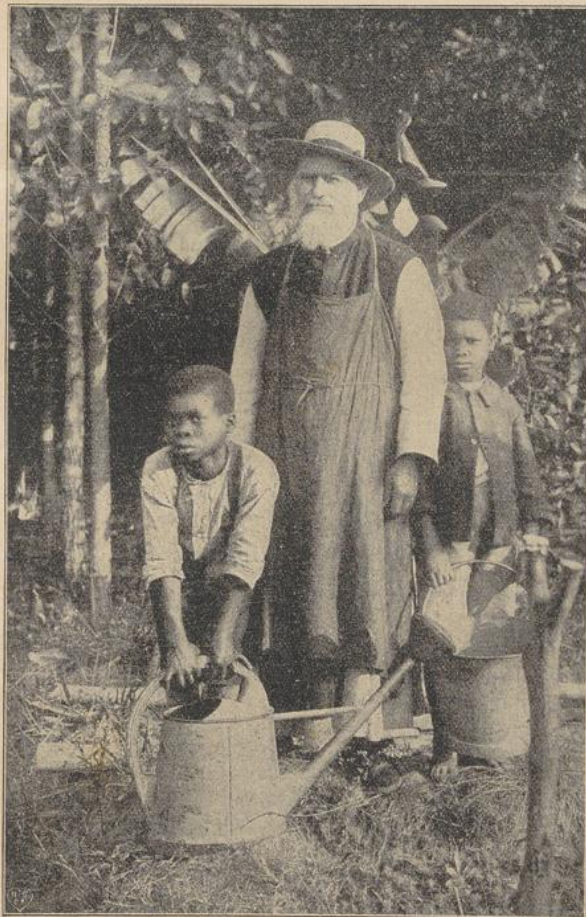
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
geschickt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
März 1912.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, wofürhalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtemal allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Der Waldmeister von Mariannhill
mit zwei seiner schwarzen Gehilfen.

Das Haus zu Nazareth.

Im kleinen Haus zu Nazareth
Da kehret mit mir ein!
Seht, wie die Armut es versteht,
Durch Tugend reich zu sein.
O seht, was unsre Zeit vermiszt:
Daß auch ein armer Mann,
Der fromm und gottesfürchtig ist,
Glücklich leben kann.

Dort weilt in Arbeit Gottes Sohn,
Er, der die Welt erschuf,
Er, der entstiegens Gottes Thron,
Nebt Zimmermanns Beruf.
O Mensch schäm dich der Arbeit nicht!
In Arbeit und Gebet
Besteht der Menschheit heil'ge Pflicht,
Blick hin auf Nazareth!

Dort nährt von saurer Arbeit Lohn
Der heil'ge Joseph sich
Mit Gottes eingebornem Sohn,
Fast karg und kümmerlich.
Und doch ist voll Zufriedenheit
Sein edles Angesicht;
Es kennt sein Herz nicht Bitterkeit,
Sein Mund die Klage nicht.

Und mit ihm teilet Sorg und Müh,
Wie eine niedre Magd,
Die heil'ge Jungfrau spät und früh,
Die nimmer murret und klagt.
Ihr Antlitz lieblich anzusehn,
Hienieden schon verflärt,
Es spiegelt ab den Frieden, den
Ein reines Herz gewährt.

So lebt an jenem stillen Ort
Mit Jesus jenes Paar,
Das überall in Tat und Wort,
Für uns ein Vorbild war.
O glaub mir, daß es Dornen fand
Auf seiner Lebensbahn;
Doch nahm aus Gottes Vaterhand
Es alles freudig an.

Ich mahn euch, wer verzagend steht
In Not und Mißgeschick,
Er wende nur nach Nazareth
Vertrauensvoll den Blick.
Im kleinen Haus zu Nazareth
Kehr er im Geiste ein,
Und sein Vertrauen und Gebet
Wird nicht verloren sein!

Unterstützung der katholischen Mission aus Glaubens-Gründen.

Nach Max Steigenberger, b. g. R.

(Fortsetzung.)

Es dürfte aber besonders für vermöglichere Christen ein zweiter Gedanke von großer Bedeutung sein. Und der Gedanke ist dieser:

Der Ueberfluß der zeitlichen Dinge ist ein Gut, das von Gott in die Hand der Vermöglichen gelegt ist, damit er durch sie als eine Gabe der Liebe Gottes in die Hände der Armen komme. Gott hat den Armen kein Recht gegeben, diesen „Segen“ den Händen der Vermöglichen zu entreißen, weil Gott will, daß Privateigentum auf Erden bestehe, aber er will, daß die Vermöglichen in Übung der Nächstenliebe mit ihrem Ueberflusse in angemessener Weise der wirklichen Not der Armen zu Hilfe kommen. Das ist ein Lehrsatz der heiligen katholischen Kirche, ein feststehender Grundsatz aus dem Evangelium Christi.

Es sind aber derer noch nicht genug, welche sich dessen bewußt sind. Manche haben ihn vielleicht noch nie gehört, manche haben ihn wohl im Weltleben vergessen.

Es ist freilich erlaubt, standesgemäß zu leben und für das standesgemäße Fortkommen der Seinen zu sorgen, — aber täglich kann man sehen, wie Tausende über ihren Stand hinausgehen in dem, was sie sich selber zu ihres Lebens Bier und Behagen erlauben, und so bleibt nie etwas zum Wohltun; andere aber halten ihren Ueberfluß ängstlich für sich zusammen und wissen keinen anderen Gebrauch davon zu machen, als Zins auf Zins zu legen, und stillvergüht die Tausende wachsen zu sehen, die einst Kindern und anderen Erben vielleicht nur als Berechtigung zum Nichtstun und Luxus erscheinen.

Wie aber sagt der Herr? „Eines reichen Mannes Acker trug reichliche Früchte. Da dachte er bei sich

selbst: „Was soll ich tun? Denn ich habe nicht Raum, wo ich meine Früchte unterbringen könnte. Und er sprach: Das will ich tun, ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen; daselbst will ich alles, was mir gewachsen, und meine Güter zusammen unterbringen. Dann will ich zu meiner Seele sagen: „Meine Seele, du hast großen Vorrat von Gütern auf sehr viele Jahre, ruhe aus, iß, trink und laß dir wohl sein!“ Gott aber sprach zu ihm: „Du Tor, in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern; was du nun bereitet hast, wessen wird es sein?“ So geht es dem, der sich Schätze sammelt und nicht bei Gott (das heißt in Hinsicht auf Gott) reich ist.“ (Luk. 12, 16—21 ff.) Es sollen sich deshalb die Fleißigen und Sparsamen sagen, daß sie bei all ihren Gütern arm sind, wenn sie nichts wissen, als neue Scheunen zu bauen und auf ihren Gütern zu ruhen, daß sie töricht sind, wenn sie nicht ihren Ueberfluß bei der himmlischen Bank anlegen, um auch durch die zeitlichen Güter „reich in Hinsicht auf Gott“ zu werden. Und es sollen sich die Genußsüchtigen und Verschwenderischen jeden Standes sagen, daß sie das „Gut der Armen“ verschwenden, wenn sie über ihren Stand hinaus Aufwand machen, und daß sie dafür vor Gott verantwortlich sind.

Klar sollte auch einem jeden aus dem christlichen Volke jene Wahrheit sein, daß die Nächstenliebe auch in Bezug auf die Missionen nach dem Maße der Kräfte des Einzelnen geübt werden sollte. „Hast du viel, gib reichlich; hast du wenig, so suche auch von dem Wenigen gerne zu geben!“ (Luk. 4, 9.) Wir kannten einen, allerdings von Haus aus vermöglichen Priester, der sein ganzes geistliches Einkommen zu caritativen Zwecken verwendete. Ein anderer hatte sich zum Grundsatz gemacht, von seinem Einkommen zu gleichen Zwecken jährlich den zehnten Teil zu opfern. Wie würden manche vermögliche Leute jammern, wenn sie, ich sage nicht, von ihrem ganzen

Einkommen, sondern nur von ihrem reinen Ueberfluß jährlich den zehnten Teil, oder auch nur die Zinsen ihres Ueberflusses verschenken sollten! Wie lächerlich klein sind oft die Gaben gerade sehr begüterter Personen im Verhältnis zu ihrem Ueberfluß. Man hört wohl, daß viele Häuser das ganze Jahr hindurch in Anspruch genommen werden. Das mag wahr sein. Aber viele geben für innere und äußere Mission in einem ganzen Jahr zusammen nicht so viel, als sie an einem einzigen Tage einem übermütigen und hoffärtigen Kinde zu unnützen Zwecken schenken, oder für rein weltliche Dinge und Vergnügen verbrauchen. Es kann ja dann und wann gute Gründe geben, etwas zu admissieren, um einmal eine große Gabe für große Zwecke bieten zu können; aber es ist nicht sonderlich zu empfehlen, mit der Verteilung des ganzen Ueberflusses so lange zu warten, bis ohnehin der Tod dieselben wegnimmt; denn es kann oft

ritas an die Türe klopfte, plötzlich die Notwendigkeit empfinden, zu sparen, — um sich „Schätze des Hornes Gottes“ zu sammeln; denn also schreibt der hl. Apostel Jakobus: „Ihr, die ihr prahlet mit eurem Reichtum, weinet und trauert über das Elend, das über euch kommen wird! Euer Reichtum und eure Kleider sind mottenfräßig, euer Gold und Silber verrostet, und sein Rost wird Zeugnis sein wider euch und wird euer Fleisch fressen wie Feuer, denn ihr habt euch gesammelt Schätze des Hornes für die letzte Zeit.“ Jakob 5, 1—3.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage begannen die Missionare den Bau einer primitiven Wohnung und einer Kapelle, fin-



Dem Stele nahe! (Der fast 80jährige Bruder Mater aus in den Gartenanlagen bei Marianishi.)

die schreiende augenblickliche Not der Missionen nur sehr schwer so lange warten, und oft sind es nichtchristliche und habgierige Erben, welche den Sinn eines alternden oder kranken und schwachen Testators auf ganz andere Dinge lenken, und so seine erste gute Absicht vereiteln.

Wenn es auch vereinzelte übergute Seelen gibt, welche ihre Güter mit zu geringer Rücksicht auf ihre und der Ihrigen Zukunft zu verteilen bereit sind, so glauben wir doch, daß die Zahl derjenigen größer ist, welche vergessen, daß sich die Gabe der Liebe nach dem Maße des Vermögens und auch in etwas nach dem Maße der Not des Hilfesuchenden richten sollte. Wie oft, wie eindringlich und erschütternd hat Christus, haben die Apostel und Kirchenväter, besonders der hl. Chrysostomus und Basilus über dieses Thema zum Volke gesprochen.

Es scheint damals wohl solche gegeben zu haben, die im Laufe des Jahres bedeutende Summen für den Luxus sich erlaubten, dann aber, wenn die christliche Cha-

gen an, christlichen Unterricht zu erteilen und zu predigen, und hatten bald die Genugtuung, 545 Neger taufen zu können. Denn die Schwarzen zogen in Scharen von der ganzen Umgegend herbei und vernahmen mit Freuden die Lehren der christlichen Religion.

Der König jedoch sah diese Erfolge der Missionare keineswegs mit Freude. Wohl hatte er schon vor Jahren die heilige Taufe empfangen, allein das war nur aus Politik geschehen, um die Hilfe der Portugiesen zu gewinnen. Innerlich war er ein Heide geblieben und fürchtete nun, durch die beiden Missionare in seiner Lebensweise gestört zu werden. Er unterhielt mehr als 50 Kebsweiber und kümmerte sich wenig um seine Kinder. An Grausamkeit stand er keinem heidnischen Tyrannen nach; der geringste Verdacht genügte ihm, unschuldiges Blut in Strömen zu vergießen. Selbst seine Söhne mußten oft die Ausbrüche seiner Wut empfinden; einige derselben hatte er sogar hinrichten und ihre Leich-

name den Hunden vorwerfen lassen, weil sie bei den ihnen zur Last gelegten Verbrechen die Feuerprobe nicht bestanden hatten. Er scheute sich ferner nicht, die heidnischen Gebräuche zu beobachten und die Bilder der Götzen Hanie und Guamzambumbo, welche als die mächtigsten galten, in seiner Wohnung aufzustellen und bei gewissen Festlichkeiten von seinen Weibern offen herumtragen zu lassen.

P. Cavazzi glaubte zu all dem nicht schweigen zu dürfen. Er ermahnte den König mehrmals im geheimen, ließ, als dies nichts half, ein getauftes Weib des Königs, das er bei der Anbetung eines Götzenbildes ertappte, öffentlich züchtigen und steckte in hl. Entzündung den Tempel, in dem sich die beiden Götzen befanden, in Brand. Diese Kühnheit hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Der König war außer sich vor Wut! Nur die Furcht vor den Portugiesen hielt ihn zurück, sich tödtlich an ihm zu vergreifen. Er machte ihm aber die bittersten Vorwürfe, drohte ihm mit dem sicheren Tode, wenn er sich unterstehen sollte, nochmal solches zu wagen, und zog sich gänzlich von den Missionären zurück, worauf auch die schon getauften Neger es nicht mehr wagten, Kirche und Unterricht zu besuchen, denn sie fürchteten die Rache ihres Gebieters.

P. Cavazzi sah ein, daß er in seinem Eifer zu weit gegangen war, hoffte jedoch, der Sturm würde sich bald wieder legen. Da er vorläufig weder predigen noch Unterricht erteilen konnte, bebaute er mit seinem Genossen ein vor seiner Wohnung liegendes Stück Feld und verband so Handarbeit mit Gebet. Der König aber, der sie um jeden Preis loshaben wollte, veranlaßte einige freche Weiber, sich in dem Bache, der hart an der Wohnung der Missionäre vorbeifloß, zu waschen und zu baden. Da gaben die frommen Männer die Feldarbeit auf und zogen sich in ihre Behausung zurück. Ihr Protest war umsonst, König und Volk hielt sich fern, somit schüttelten die Missionäre den Staub von ihren Füßen und begaben sich im Auftrage des Missionspräfecten nach der Festung Embakka, um sich dort mit der Seelsorge der Portugiesen zu befassen.

P. Cavazzi hatte jedoch sein Amt in Embakka kaum angetreten, als sich ihm unvermutet eine günstige Gelegenheit bot, eine Mission in der Provinz Doko zu beginnen. Das kam so:

Dem Kassange, einem der mächtigsten und wildesten Häuptlinge der Schaggaer, war es nach vielen vergeblichen Versuchen endlich gelungen, eine Brücke über den Roanza zu schlagen. Mit unerhörter Grausamkeit hatte er sodann die Provinz Doko verwüstet, die Hauptstadt Quiamongo erobert und verbrannt, die Verteidiger schonungslos hingemordet und sich zuletzt mit einer Menge Gefangener und einer unermesslichen Beute über den Fluß zurückgezogen.

Als nun Guzambambe, der Fürst von Doko, der zur Zeit des Einfalles gerade auf Reisen war, heimkehrte, suchte er vor allem seinen gefangenen Sohn loszukaufen. Kassange gab ihn auch gegen ein hohes Lösegeld zurück, ließ ihn aber vor seiner Auslieferung ein Mal auf die Schultern und die Brust einbrennen und zwei Vorderzähne ausschlagen, um ihn so als Sklaven zu brandmarken. Der Vater, wütend über den ihm angetanen Schimpf, aber nicht mächtig genug, um persönlich Rache zu nehmen, schickte einen Boten an den portugiesischen Statthalter ab und versprach, ihm dienstbar zu sein und sich mit all seinem Volke taufen zu lassen, wenn er ihm Beistand und Schutz gegen Kassange und seine Schaggaer gewähre.

Von Ludwig de Sousa, der Statthalter, ergriff die Gelegenheit zur Erweiterung der portugiesischen Herrschaft mit Freuden, und nachdem das Schutz- und Trutzbündnis verabredet war, ließ der Missionspräfect dem P. Antonio Cavazzi den Befehl zukommen, sich sofort an den Hof Guzambambes zu begeben. Hocherfreut brach der eifrige Missionär in den ersten Monaten des Jahres 1657 von Embakka auf. Er nahm nur zwei Neger zur Begleitung mit, weil er jenseits des Roanza Leute zu treffen hoffte, die ihm als Träger und Wegweiser dienen würden. Leider sah er sich in dieser seiner Erwartung getäuscht. Ohne Schutz gegen die wilden Tiere und ohne Lebensmittel mußte er den weiten Weg durch die Wildnis machen und das Leben kümmerlich durch einige wilde Beeren und bittere, schwerverdauliche Wurzeln und Kräuter fristen.

Als er den Wald hinter sich hatte, stieß er auf einige Bewaffnete, die ihn suchten. Nach einem abermaligen viertägigen Marsche durch eine raue unwegsame Gegend kamen sie endlich nach der Hauptstadt des Landes, die mit einem starken Zaune aus großen Steinen und dichtem Dornengebüsch umgeben war. Die Häuser waren kleine, niedere Hütten, die eher den Höhlen wilder Tiere als menschlichen Wohnungen glichen. Der Fürst Guzambambe selbst war nicht anwesend, sondern befand sich mit seinem Heere im Feldlager. P. Cavazzi wurde daher vom Tendale, dem ersten Minister, empfangen und in einer schmutzigen Hütte untergebracht, in die man auf Händen und Füßen kriechen mußte, und wo der arme Missionär nicht einmal seine müden Glieder ausstrecken konnte. Die Bewohner der Stadt getrauten sich nicht, ihn ohne spezielle Erlaubnis ihres Gebieters zu besuchen und betrachteten ihn nur von ferne, wenn er vor seiner Hütte saß, aus Glasfossilien Rosenkränze verfertigte und die Kinder, die sich um ihn drängten, unterrichtete.

Nach acht Tagen kam der Bote, den man ins Lager geschickt hatte, mit einigen Sklaven zurück, um ihn in einer Hängematte abzuholen. Da aber die Schwarzen sahen, daß sie von dem armen Mönche keine Belohnung zu erwarten hätten, setzten sie ihn mitten in einem großen Walde nieder und liefen davon. P. Cavazzi sah sich genötigt, selbst den Weg zu suchen; doch am zweiten Tage überfielen ihn so heftige, mit Nervenzuckungen verbundene Krämpfe, daß er sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte und an dem gefährlichen Nebel, das die Eingeborenen Chiongo nennen, sterben zu müssen glaubte. Er erholte sich indessen bald wieder soweit, daß er auf die Schultern seiner zwei Diener gestützt, den Gipfel eines Berges ersteigen konnte, von wo aus sie zu ihrer Freude das ersehnte Feldlager erblickten. Einer seiner Diener eilte sogleich dorthin voraus, und kurz darauf erschienen mehrere Krieger, die ihn ins Lager brachten. König Guzambambe empfing den berühmten Missionär mit großer Freude und bewirtete ihn mit einem sehr stärkenden Getränke, das aus Mais, Wurzeln und wohlriechenden Kräutern bereitet war, sowie mit Mehl, Fleisch, Früchten und Palmwein, was den Kranken schnell wieder zu Kräften brachte.

Schon am folgenden Tage ließ der Fürst eine der größten Hütten des Lagers zur Kirche einrichten und befahl all seinen Leuten, des Morgens und des Abends vor derselben zu erscheinen, um dem Unterrichte beizuwohnen, den Cavazzi in portugiesischer Sprache erteilte und der von einem Dolmetscher in die Landessprache übersetzt wurde. Guzambambe selbst, der schon ein Greis von mehr als 70 Jahren war, zählte stets zu den eifrigsten Zuhörern und empfing, nachdem er feierlich

versprochen, der Vielweiberei zu entsagen und den Gögendienst in seinem Lande auszurotten, am 11. August 1658 auf den Namen Luboviko Antonio die heilige Taufe.

Hierauf leistete er vor dem inzwischen angekommenen Abgesandten des portugiesischen Statthalters den Eid der Treue, und wurde von diesem mit einem kostbaren Mantel bekleidet, zum Zeichen der Belohnung mit seinen Staaten durch den König von Portugal. Nach der kirchlichen Feier brachte man ein silbernes Becken mit Mehl, der König und der Abgesandte nahmen ein wenig davon in den Mund, verschluckten es und umarmten sich dann gegenseitig unter dem Jubelruf des ganzen Volkes. Hierauf legte der Fürst den Mantel ab und prosternierte sich auf dem Boden, während ihn seine

graphien der betreffenden Kinder in der Januar-Nummer 1911 des Vergißmeinnicht veröffentlicht wurden. Diese Briefe fanden trotz ihrer mangelhaften Form großen Anklang, und einige Monate später liefen für die schwarzen Schreiber und Schreiberinnen von da und dort milde Gaben in Gestalt von Kleidern, Stoffresten und so weiter ein.

Wollte nur, die edlen Wohltäter hätten Zeugen von dem Jubel sein können, den diese Gaben unter den schwarzen Wollköpfen hervorriefen! Schon die bloße Nachricht, es seien Kisten mit allerlei schönen Sachen von weit her für sie gekommen, elektrisierte die ganze Schule. Mit tausend Fragen stürmten sie auf mich ein: „Wo sind die Kisten? Was ist darin? Bekomme ich auch etwas? Ich auch? Wer hat das geschickt?“ —



P. Anselm in der von ihm angelegten Waldpflanzung.

Hofleute mit dem Rest des Mehles bestreuten und die Mahnung beifügten, seinem Lehnsherrn treu und eifrig zu dienen und gegen seine Untertanen Gerechtigkeit zu üben.

P. Cavazzi aber zog nach der Taufe Guzambambes von einer Schar bewaffneter Diener begleitet durch die ganze Provinz, zerstörte die heidnischen Tempel und Gözenaltäre, verjagte deren Priester, pflanzte an allen Orten das Kreuz auf und taufte eine große Anzahl von Negern.

(Fortsetzung folgt.)

Tausend Dank!

Mariatal. — Zu Beginn des Jahres 1911 — schreibt Schwester Valentine — hatten einige unserer schwarzen Schulkinder an unsere geehrten Freunde und Wohltäter in Europa und Amerika kurze Briefe und Gratulations-schreiben geschickt, die auch zum Teil nebst den Photo-

Ich hatte Mühe, mich einigermaßen ihres Angestümes zu erwehren und ihnen zu sagen, daß unsere Wohltäter jenseits des großen Meeres all' das geschickt hätten als Antwort auf die Neujahrsbriefe, die sie geschrieben. Natürlich legte ich ihnen auch sofort die Pflicht nahe, recht dankbar zu sein und fleißig für die Wohltäter zu beten.

Dann ging es zu den Kisten! Sie hätten am liebsten alle zu gleicher Zeit ihre Nasen und Köpfe hineingesteckt, mußten sich aber damit begnügen, in mäßiger Entfernung rundum zu stehen und bescheiden zu warten, bis Stück für Stück zum Vorschein kam. Bei jedem Geschenk, das der geheimnisvollen Kiste entstieg, war neues Staunen, neue Freude, neuer Jubel. Mancher Gabe lag auch ein Brieflein bei, das natürlich sofort gelesen und in's Kaffrische übersetzt werden mußte. Zuletzt traten den guten Kindern die Tränen in die Augen; sie fragten sie voll Staunen: „Kanti amakolwa apetsheya

anje? Wie, so sind die Christen jenseits des Meeres? So lieb und freigebig und gut! Und solch schöne Sachen schicken diese Weißen uns armen Kindern! Da müssen wir aber recht brav werden und viel für diese guten Leute beten!"

Diejenigen, welche speziell mit einem Geschenk bedacht worden waren, wollten sogleich einen Dankbrief schreiben, andere eilten zur Kirche, um für die Wohltäter zu beten, alle aber waren voll Freude und Jubel. Eines freute sich über das Geschenk des andern. Da gab's keinen Neid und keine Eifersucht, wie der Schwarze überhaupt in hohem Grade freigebig und mitteilhaft ist. Dazu bestimmte der Hochw. P. Superior, daß jedes Kind etwas bekommen solle. Die einen Geschenke wurden sogleich verteilt, andere wurden für Weihnachten reserviert; das Christkind soll sie bringen, falls die Kinder brav und fleißig sind.

Uns Schwestern waren namentlich auch die Stoffsreste willkommen. Hierzulande bekommt man selten so gute, und wir können daraus für unsere schwarzen Pfleglinge eine Menge brauchbarer Sachen machen. Drum sagen auch wir unsern edlen Wohltätern tausend Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott“. Möge ihnen der liebe Gott jede, auch die geringste Gabe für Zeit und Ewigkeit reichlich lohnen!

Ganz ähnlich schreibt Schwester Capistrana, Lehrerin in Himmelberg. „Vor etwas mehr als Jahresfrist erlaubte ich mir, um einige milde Gaben für unsere Mission zu bitten. Ich wußte zwar, daß in der fernern Heimat noch manch' edles, opferwilliges Herz zu finden sei, das auch für das Wohl der armen Heidenkinder schlägt und gerne bereit ist, ein Scherlein für sie zu bringen, doch meine Erwartungen wurden noch weit übertroffen. Es ist allerlei Schönes und Nützliches gekommen von da und dort, und da ich außerstande bin, jedem einzeln zu danken, so tue ich es auf diesem Wege und sage allen unsern Wohltätern miteinander ein herzinniges „Vergelt's Gott!“

Und der Jubel und die Freude unserer Kinder! So was muß man selbst mitangesehen haben, denn die Schwarzen sind in ihrer Art noch viel lebhafter als die Weißen. Als sie am heiligen Weihnachtsabend voll Staunen und Ehrfurcht vor dem Christbaum standen und all' die schönen Sachen sahen, welche darunter lagen, da brachen sie unwillkürlich in die Worte aus: „O wie lieb müssen uns doch diese weißen Leute drüben über'm großen Meere haben, daß sie uns so viele und so schöne Sachen schicken! Die wollen wir aber auch lieben und wollen viel für sie beten, damit alle in den Himmel kommen. Werden wir sie wohl erkennen, wenn wir dort oben mit ihnen zusammenkommen?“

Nicht minder groß war die Freude, als wenige Wochen später abermals ein Kiste voll Kleider ankam. Jedes Kind bekam etwas, sogar der kleine Moses und sein Kamerad Umfanyana, die bisher mit einem arg zerrissenen Hemdchen umherliefen, haben nun ein nettes Täckchen an und sind nicht wenig stolz darauf. Ein Rest der Kleidungsstücke wanderte in's Vestiarium und wird dort sorgsam aufbewahrt für die Zeit der Not. Weiß nicht, wie lang der Vorrat noch reichen wird, denn oftmals sind die Heidenkinder, die hierher kommen und um Aufnahme in die Missionschule bitten, so schlecht gekleidet, daß man ihnen schleunigst etwas zur Bedeckung geben muß.

Meine Wanderungen in „St. Paul“.

Von Br. Bartholomäus Schabl, R. M. M.

Motto: Wir haben hienieden keine bleibende Stätte. Hebr. 13, 14.

Bin Schreiner von Beruf, habe nicht nur als Jungeselle in mancher Werkstatt gearbeitet, sondern bin auch als Ordensmann ungezählte Tage und Stunden an der Hobelbank gestanden. Nachdem ich 23 Jahre hindurch in Südafrika tätig gewesen, kam ich im Mai 1911 im Auftrage meiner Obern nach „St. Paul“, unserm neuen holländischen Missionshaus. Natürlich fragte ich sogleich, ob auch eine Hobelbank da sei und das nötige Schreinerwerkzeug. Es hieß, es ist alles da, und auch Arbeit gibt es genug; denn bei einer Neugründung ist ein Schreiner an allen Enden und Ecken nötig; bald gibt's etwas Neues zu machen, bald wartet etwas Altes auf Reparatur.

„Gut, Arbeit war von jeher meine Freude, doch wo ist meine Werkstätte?“ Ich suchte das ganze Haus aus, durchstöbere jeden Winkel, doch ich kann nichts finden. „Ist denn nirgends ein Plätzchen da, wo ich in Frieden meine Hobelbank aufstellen könnte?“

Bruder Leo meinte, ich könnte es vorläufig, bis das neue Klosterchen besser eingerichtet wäre, im Pferdestall versuchen. Gesagt, getan. Ich zog mit meiner Hobelbank und einem Kasten voll Werkzeug in den Pferdestall ein. Besonders breit durfte ich mich da allerdings nicht machen; denn auf der einen Seite standen die Pferde, auf der andern war die Futterkiste nebst Pferdegeschirren, Säcken, Körben und sonstigen Stallutensilien. Immerhin aber blieb auch für mich noch ein bescheidenes Plätzchen übrig, und ich war herzlich froh, hier Obdach und Unterschlupf gefunden zu haben.

Doch meine Freude sollte nicht lange dauern. Eines schönen Morgens kommt P. Superior und bedeutet mir, ich müsse heraus, denn der Pferdestall solle in einen „Speisesaal“ umgewandelt werden. „Gut, wohin soll dann ich?“ „Auf den Dachboden hinauf! Da ist Platz genug für einen Schreiner.“

Ich packte also meine sieben Sachen zusammen, stieg eine halbschwerische Stiege hinauf und ließ mich auf dem Dachboden häuslich nieder. Das war nun ein feines Plätzchen, etwas ganz anderes, als im schmutzigen Pferdestall. Ich fühlte ordentlich, daß ich „gestiegen“ war! Besonders schön war die Aussicht. Wenn ich den großen Holzladen aufmachte — Fenster gab es natürlich keine — schweifte mein Blick über die schönen, im sattesten Frühlingsgrün prangenden Wiesenründe und die großen Waldungen dahin. Ich sah den Turm von Walbeck, den rauchenden Fabriksschlot von Straelen, sah unter mir die holländischen Maurer und Handlanger, die an unserm neuen Kirchlein arbeiteten, kurz, es war ein ideales Plätzchen da oben. Auch die frische, gesunde Luft bekam mir, der ich Afrika in sehr bedenklichem Gesundheitszustand verlassen hatte, ungemein wohl. Ich lebte in dem schönen, europäischen Frühling neu auf! —

Aber auch hier sollte meines Bleibens nicht lange sein. Auf einmal kommt der Bescheid, ich müsse wieder ausziehen, denn der Dachboden solle zu einem Speisesaal eingerichtet werden. — Gehorsam ist des Christen Pflicht; für den Ordensmann gilt dieser Satz doppelt. Ich verließ also mein stolzes Heim, stieg vom Dachboden herab und wanderte dem Kuhstalle zu. Hier, zwischen Kuhstall und Scheune, war ein offener Schuppen. Da zog ich mit meiner Hobelbank ein und arbeitete in Wind und Regen bis zum Beginn der Ernte. Dann trieb man mich wieder heraus. Der Schuppen wurde

„Getreidemagazin“, und „der Barthel konnte schauen, wo er den Most hole“.

Ein Schluck Most hätte mir nicht geschadet, leider konnte ich keinen finden, ebenso wenig, als ich eine Werkstätte finden konnte. Ich arbeitete daher unter Gottes freiem Himmel. Vom Regen hatte ich nicht zu leiden, denn es regnete den ganzen Hochsommer hindurch fast keinen Tropfen, gefroren habe ich auch nicht, setzte doch anfangs Juli eine Dige ein, die selbst mir, dem alten Afrikaner, ordentlich das Fell bräunte.

Der Sommer ging vorüber, es nahte der Herbst. Da kamen — es war am Feste Maria = Geburt — von Mariamhill her wieder drei Brüder: Br. Ignaz, der Krankenwärter, Br. Bernard, der Schuster, und Br. Winfried, der Schmied. Letzterer brauchte eine Werkstätte; doch so einen schwarzen, feuergefährlichen Mann kann man nicht im nächsten besten Lokale einquartieren, wie den harmlosen Schreiner. Er mußte etwas abseits vom Klosterlein eine eigene Schmiede haben, und ich erhielt den ehrenvollen Auftrag, sie ihm zu bauen. Es sollte eine bloße Bretterbude sein, und da konnte ich leicht helfen, denn ich hatte mir in der afrikanischen Mission in solchem „Häuserbau“ eine ziemliche Praxis erworben. In kaum einer Woche stand die ganze Schmiede, 8 Meter lang und 4,5 Meter breit, fix und fertig da. Der Schmied zog ein, ich, der Schreiner und Baumeister, aber auch; denn ich dachte, die geräumige Schmiede biete Platz für uns beide. Anfangs ging es

auch, denn der Schmied hatte noch auf sein Werkzeug, Hammer, Ambos, Zangen und Blasbalg usw., das man erst in Deutschland kaufen und hieher transportieren mußte, zu warten. Wie aber alles da war, und Bruder



Bei der Holzleie im Wald.

Winfried anfang, auf seinem Ambos zu hantieren, daß rechts und links die Funken umeinanderstoben und auch in meine Späne hineinfliegen, da hieß es: „Geraus mit dem Schreiner! Da ist ja die höchste Feuersgefahr, und könnte uns schließlich das ganze Klosterchen überm Kopf

abbrennen. Schmied und Schreiner passen nicht zusammen!“

Ich lief, als ob wirklich schon das ganze Kloster brenne und suchte und fand ein neues Heim im Keller. Da war es schön kühl und drohte keine Feuersgefahr. Rechts und links waren die nackten Mauern und übermir ein Gewölbe aus Beton. Schon begann ich mich hier heimisch zu fühlen, — da kam die Kartoffelernte. Wir hatten in dieser nützlichen Knollenfrucht den besonderen Segen Gottes erfahren. Fr. Servulus, unser eifriger Schaffner, brachte eine Wagenladung nach der anderen daher und lud sie alle im Keller ab, sodaß schließlich der arme Barthel nochmals wandern mußte.

Diesmal aber traf ich's besonders gut. Ich kam in die neue Kapelle. Sie war unter Dach, die Wände waren schon übertüncht, und ein Dekorationsmaler war eben daran, ihnen etwas Farbe und Leben zu geben, doch Altar und Bilder fehlten noch, alles war „wüst und leer“; für mich aber war der Raum wie geschaffen. Hier konnte ich mich einmal gehörig rühren mit den langen Brettern, denn ich sollte Kirchenbänke, einen Betstuhl, ein Podium für den Hochaltar usw. machen; auch hatte der Gedanke, daß ich in einem künftigen Klosterlein arbeite, etwas Erhebendes für mich. Ich dachte an die vielen hl. Messen, Kommunionen, religiösen Vorträge und Gottesdienste usw., die hier im Laufe der Zeit stattfinden sollten, und an die schöne Gelegenheit, die auf mich selber warte, hier meine Seele zu heiligen. Doch wie ich da eines schönen Tages so sinne und meditiere, kommt plötzlich P. Superior zu mir und spricht: „Bruder Barthel, machen Sie schnell! Bis heute Abend muß die ganze Kirche rein und proper sein, denn morgen früh soll die erste hl. Messe darin gelesen werden!“ — Ich traute meinen Ohren kaum, doch siehe, einige Minuten darauf kam schon ein halbes Duzend Postulanten herein. Der eine trug ein Bild, der andere ein Stück vom Altar, ein dritter und vierter etwas für die Sakristei, kurz, ich sah, es werde Ernst und tat nun auch meinerseits alles, um schleunigst mit meiner Arbeit fertig zu werden. Es ging; noch am selben Abend wurde das neue Kirchlein benediziert, das Allerheiligste eingesetzt, und am nächsten Morgen die erste heilige Messe darin gelesen.

Ich selbst wanderte wieder in den Keller hinab, den man inzwischen zur Hälfte ausgeräumt hatte. Bin zur Zeit noch darin, hab' aber schon etwas läuten hören, als wollte man nächstens die Schreinerei im — alten Kuchstall etablieren. Ist mir auch recht, ich hab' jetzt gelernt, mich in alles zu fügen und finde jedes Plätzchen schön, in dem der Frieden und der Segen Gottes wohnt, und das ist im Kloster überall der Fall.

Findet sich unter unsern Lesern keiner, der diesen Frieden und Gottessegens mit mir teilen will? Unser Klosterlein ist nun fertig, verschiedene Postulanten sind auch schon gekommen und prüfen hier ihren Beruf für die Mission in Mariannhill, aber noch immer ist Platz da für neue Kandidaten. Brauchen können wir noch viele: Studierende und Unstudierte, Bauersleute und Handwerker, Priester und Laien, sofern sie nur guten Willens und wahrhaft von Gott berufen sind. Die näheren Aufnahmebedingungen enthält ein Prospekt, der auf Verlangen jedem gratis und franko zugeschickt wird. Man wende sich nur an eine Vertretung der Mariannhiller Mission oder an den Superior des Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, bei Kempen, Rheinland.

O wie sehr würde es mich freuen, wenn sich durch diese Zeilen auch nur ein einziger frommer und seelen-

eifriger junger Mann angetrieben fühlte, sich dauernd unserer Mission anzuschließen! St. Joseph, schicke unserm Hause brave und tüchtige Postulanten!

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Fr. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Czenstochau. — Ich verließ Umdumela und ritt zum Kraale des Njakasana, jenes zweiten Greises, der schon seit geraumer Zeit getauft zu werden wünschte. Er ist verheiratet. Die Frau ist noch ziemlich bei Kräften, ihn selbst aber hat Gicht und Rheumatismus alle Sehnen und Muskeln so verbogen und mitgenommen, daß er nicht einmal aufrecht stehen, geschweige denn gehen kann. Ganz gekrümmt und zusammengekauert sitzt das arme Männchen, sofern es die Witterung gestattet, vor seiner Hütte, bei schlechtem Wetter aber drinnen beim warmen Herdfeuer.

Njakasana hat im Gegensatz zum stillen, friedliebenden Umdumela ein sehr bewegtes Leben hinter sich. In seiner Jugendzeit war er ein verwagener, übermütiger Geselle. Selbst jetzt noch blüht zuweilen ein eigentümliches Feuer aus seinen tiefschwarzen Augen. Er war unter seinen Altersgenossen der gewandteste Fechter, ein vortrefflicher Schwimmer und ein gefährlicher Wilddieb. Das Wildern ließ er erst, als er der ewigen Geldstrafen satt wurde und man ihm den letzten Affagai weggenommen hatte.

Sehr oft war er in Handel und Streitigkeiten mit den anderen jungen Burschen verwickelt. Da war er dann der Held des Tages und schlug wütend nach rechts und links, machte er auch selbst noch so viele Hiebe und Rüsse bekommen. Manch' tiefe Narbe an seinem hageren Leibe legt heute noch Zeugnis ab von den Kämpfen, die er bestanden. Kurz, er war ein Wildfang erster Klasse und hatte selbst unter den Heiden kaum seinesgleichen.

Dennoch war er der Liebling seines Vaters. Es gefiel ihm der Mut und die unbeugsame Kraft und Stärke seines Sohnes; noch mehr aber liebte er die jastigen Aehrenbraten, die er seiner ungezähmten Jagdlust zu verdanken hatte. Njakasana nahm sich frühzeitig ein Weib, das er nicht ungnädig behandelte, im übrigen aber blieb er der Alte. Bei jedem Biergelage und jeder heidnischen Hochzeit war er dabei. Um Bier zu bekommen, schenkte er selbst einen Weg von drei bis fünf Stunden nicht, und manche Woche lebte er, wie er mir selbst gestand, ausschließlich vom Utschwalala oder Kaffernbier. War er dann etwas angeheitert, so respektierten ihn alle; denn er war nicht nur ein gewandter Kämpfer, sondern hatte auch ein böse, schlagfertige Zunge.

Im allgemeinen ist der Kaffer im betrunkenen Zustand linksch und tölpelhaft; er lallt beim Sprechen wie ein Kind, das erst das Reden lernen muß. Die Kaffernweiber dagegen werden nach reichlichem Biergenuß wild und kühn und verfügen über eine Zungenfertigkeit, die schon manchem übel mißspielte. So eine gefährdete Weiberzunge hatte auch Njakasana, obgleich er ein Mann war. Jeder, der ihn kannte, ging ihm daher vorsichtig aus dem Weg, sobald er merkte, er habe schon zu tief in den Utschwalatopf geschaut.

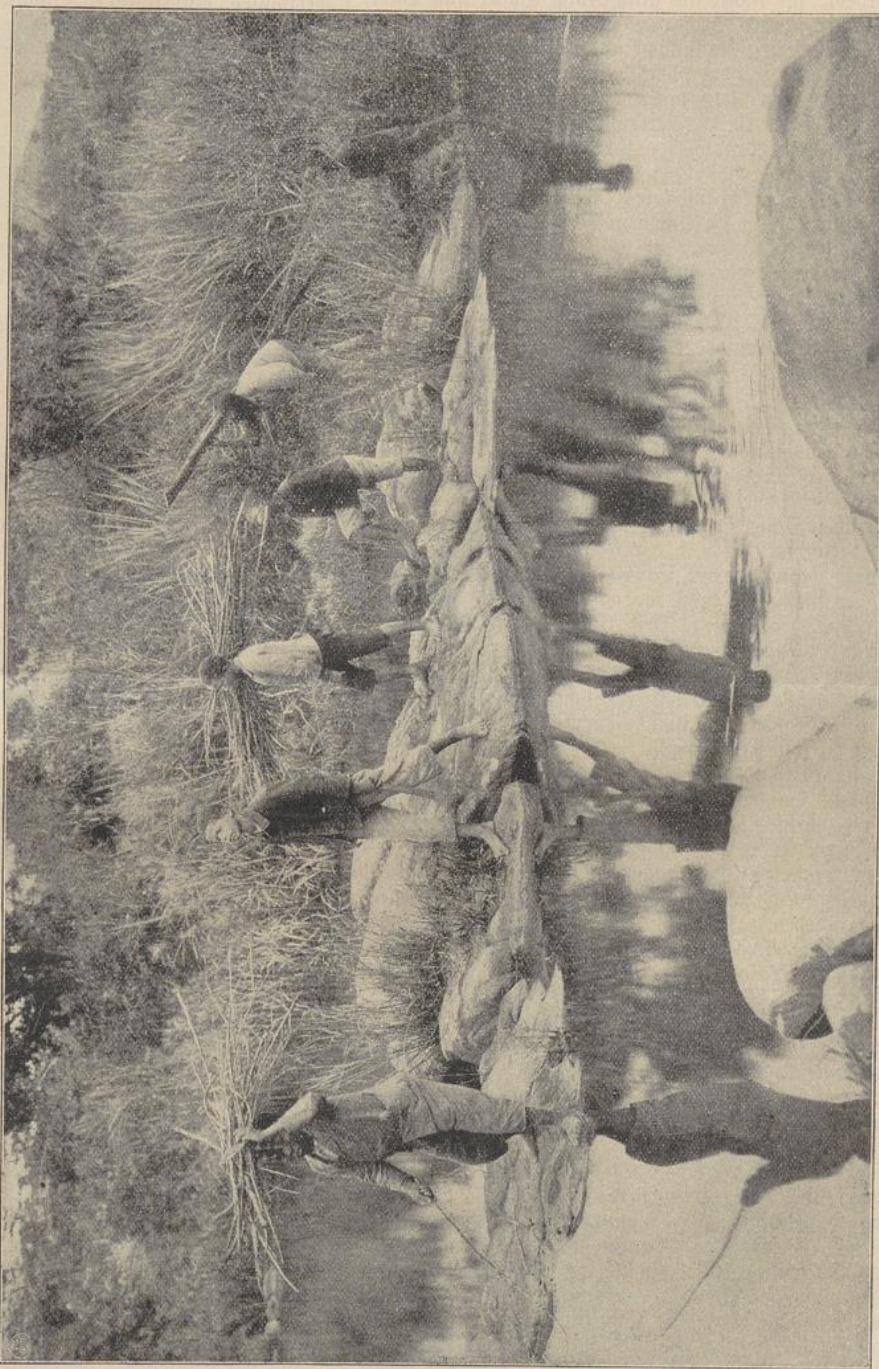
Dieses sein rauschlustiges Wesen vererbte sich auch auf einige seiner Kinder. Sogar eines seiner Mädchen, das er, um seinen guten Willen zu bekunden, in die Czenstochauer Schule schickte, war, obgleich kaum 12 Jahre

alt, ein ausgesprochener Raufbold. Fast jeden Tag lag sie mit anderen Kindern in Streit und wagte sich zuweilen sogar an Erwachsene, sodaß die Schwestern ihre liebe Not mit dem kleinen Wildfang hatten. Sie wollte weder eine Strafe annehmen, noch ihren Willen beugen; zuletzt lief sie wieder heim in den heidnischen Kraal.

Etwas Gutes hatte übrigens Njafasana in seinen gesunden Tagen doch. Er bestellte mit großem Fleiße seine Felder, sodaß seine Familie immer Mais und Amabele (eine einheimische Hirsenfrucht) genug hatte. Sogar anderen Leuten, die weder Pflug noch Zugtiere hatten, half er aus und pflügte deren Acker. Ebenso half er beim Bauen von Kaffernhütten, wozu er viel Geschick hatte, getreulich mit, vorausgesetzt, daß der Eigentümer dabei fleißig Bier verabreichte. Geizen durfte man bei ihm nicht.

So war Njafasana allmählich zu Jahren gekommen. Da nahm ihn der Herr in die Schule. Er schickte ihm ein langwieriges, überaus schmerzliches Leiden, die Gicht, sodaß, wie wir schon oben hörten, sein ganzer Leib zuletzt vor Schmerz und Elend gekrümmt und zusammengezogen wurde. Mit dem Besuche von Trinkgelagen, dem Wildern und Raufen war's vorbei. Sogar seine böse Zunge wurde gelähmt, denn er spricht jetzt freundlich und gelassen mit jedermann, und sitzt nun schon seit Jahren, hübsch demütig und zahm, vor seiner Hütte. Nun hat er Muße, über seine Jugendjahre nachzudenken und sich auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten.

Beim Unterrichte paßt er sehr auf und gibt auf meine Fragen recht verständige Antworten. So oft ich ihn besuche, wiederholt er seine Bitte um die heilige Taufe. Vorläufig muß er sich noch etwas gedulden, denn



Auf dem Heimweg von der Holzlese.

sein Unterricht ist noch nicht vollendet, und eine unmittelbare Gefahr läßt sein Zustand noch nicht befürchten.

(Fortsetzung folgt.)

Waldanlagen in Mariannhill.

(Mit 4 Bildern)

S. — Wer vor ein paar Dezennien die Stätte betrat, auf der nun das stattliche Missionskloster Mariannhill sich erhebt, sah nichts als graufarbige Hügel und Täler, mit langem, zähen Gras bewachsen. Dem Flußtale und den mannigfachen Schluchten und Wasserrinnen entlang hoben sich als größere oder kleinere dunkle Flecke zahlreiche Gruppen struppigen, undurchdringlichen Gesträuchs, sowie kleine, verkrüppelte Bäume ab, unter denen dornige Mimosen entschieden die Vorherrschaft führten.

Nur wenig brauchbares Nutzholz fristete solange sein Leben, bis es zu einem mächtig-dicken Stamme herangewachsen war, denn der wilde Kaffer will nicht so lange warten; vorzeitig holzt er die brauchbaren Stämmchen zum Bauen seiner Hütte aus, unbekümmert um den nötigen Nachwuchs. Nur vereinzelt reekt ein wilder Feigenbaum oder eine Flatcrown auf günstigem Standort die kräftigen Nester zu gigantischer Breite.

Hie und da, in Entfernungen von etwa 15 bis 20 Minuten, klebten an den Hügeln Kaffernkraale, deren Gärten sowohl in der halbkugelförmigen Form wie in dem matten, strohfarbigen Ton nur allzu sehr mit dem Charakter ihrer Umgebung harmonierten. Die an sich recht malerischen Hügel boten mit dem vielgewundenen Flußtal des Umhlatusan und der sonstigen Wasserläufe eine prächtige Unterlage zu einer ideal-schönen Landschaft, allein es fehlte der monotonen Färbung ein Gegen-
satz, das, was einen Fleck Erde erst reizend macht, nämlich der dunkelgrüne Wald, sei es nun ein Urwald oder eine künstlich angelegte Waldbpflanzung. „Viel Gegend“ würde der Berliner gesagt haben. Wie ganz anders sieht aber das landschaftliche Bild von Mariannhill gegenwärtig aus!

Nach verschiedenen Seiten hin lagert sich jetzt geschlossenes Buschwerk in mannigfach abgestuftem Grün und stets wechselnder Form der Baumart um das gemeinsame Zentrum, das selbst zwischen Gärten und Baumanlagen versteckte Mariannhill. Aus der ursprünglichen Wildnis ist im Laufe der Jahre ein reizendes Kulturland geworden. Alles in allem gerechnet ist Mariannhill jetzt von etwa 70 Acres (105 preussischen Morgen) Busch- und Waldanlagen umgeben. Die hier mächtig aufstiefigen 72 000 Stämme und Stämmchen — die jüngsten sind zwei, die ältesten neun Jahre alt — werden in zwei bis drei Dezennien einen keineswegs zu verachtenden Forstbestand repräsentieren.

Aber man vergesse nicht, wie viel Schweiß nötig war, diesem wilden, lange Zeit des Jahres hindurch harten und trockenen Boden solch' ein Resultat abzurufen. Das Pflügen und Urbarmachen des Bodens unter der heißen Tropensonne, das oft wiederholte Ausreuten des stets üppig wuchernden, fast mannshohen Unkrautes, das Begießen, Beschneiden, Nachpflanzen, Bekämpfen der vielen Schädlinge usw., stellte nicht geringe Anforderungen an die Geduld, Ausdauer und energische Tätigkeit seiner Bebauer. Das eigentliche Aufforsten, nämlich die Sorge für die jungen Pflänzlinge, sowie das Ausstecken und Neupflanzen in den einzelnen Anlagen mit allem, was drum- und dranhängt, lag zum größten Teil in der Obhut unseres getreuen Waldmeisters, des Hochw. P. Anselm Skotnik, der auch jetzt noch trotz seiner hohen Jahre unermüdlich dem edlen Forstwerk obliegt und auch solchen Kritikern, die alles nur nach Mark und Pfennigen zu bewerten pflegen, einen Beweis von

der Kulturkraft katholischer Ordensleute und Missionäre liefert.

Die jungen Forste sind meist mit verschiedenen Eukalyptus- und Pinienarten, Kasuarinen und Zypressen, australischen (*Greyvillea robusta*) Eichen, sowie dem wertvollen einheimischen Blackwood bestanden. Auch andere Arten, wie Kampferbäume, Pappeln, Weiden, Kastanien fehlen nicht, während einzelne Exemplare verschiedener artiger außerafrikanischer Hölzer bisher nur versuchsweise kultiviert wurden.

Unser heutiges Titelbild läßt uns den erwähnten Waldmeister in seiner Neupflanzung mit zweien seiner schwarzen Gehilfen sehen. Ein anderes Bild zeigt ihn uns, wie er nach getaner Arbeit nochmals seine Anlagen inspiziert und dann den Rückweg ins Kloster antritt. Auf einem dritten Bilde sehen wir sechs Kaffernknaben in einer mit Pinien durchsetzten Eukalyptuspflanzung Holz sammeln.

Alle diese Forstanlagen haben nicht nur die Gegend viel anheimelnder und trauter gemacht, sondern scheinen auch jetzt schon auf das Klima einen recht günstigen Einfluß auszuüben. Vor allem aber wirken sie wie ein Magnet auf die bunte afrikanische Vogelwelt. Zählt doch Natal allein über 500 Vogelarten, von denen viele mit ihren originellen Tönen den Wald mit geheimnisvoller Poesie erfüllen. Leider geht dem Kaffer jeder Sinn und alles Gefühl für derartige Schönheiten ab, sodaß es viele Mühe kostet, ihn vom Einfangen und zwecklosen Töten schöner Vögel abzuhalten. Wald und Vögel gehören zusammen, und wenn man alles aufschreiben wollte, was die Dichter aller Länder über beides empfunden und in Versen verewigt haben, es würde Bände füllen.

Wenn die Walbkultur in Mariannhill so voranschreitet wie bisher — auch unser langjähriger Zellerarius, der Hochw. P. Sales Esser, gab kräftige Anregung dazu — so wird in weiteren dreißig Jahren das lüftig Mariannhills total verändert sein. Das geheimnisvolle Rauschen und Raunen in den Blätterkronen aber, und die süßen Laute der kleinen Sänger sind gleichsam die Seele des Waldes. Darum vergreift euch nirgends an dieser Seele und mordet — keine Vögel.

Die Erbarmungen des Herrn will ich ewig besingen.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

(Fortsetzung.)

St. Michael. — Regina, auf deutsch Königin, ist ein schöner Name. Eines unserer schwarzen Schulfrauen erhielt denselben bei der hl. Taufe. In jüngeren Jahren gab sie zu keiner besonderen Klage Anlaß, später aber hieß es auch bei ihr: „Liebe macht blind“.

Sie begann nämlich ein Verhältnis mit einem protestantischen Burschen, Namens Jaak. — Derselbe war als kleiner Junge in der englischen Hofkirche getauft worden, konnte auch etwas lesen und schreiben, versprach sogar seiner Braut, in Bälde katholisch zu werden, lebte aber sonst wie ein Heide, sodaß ihm vom Christentume nichts übrig blieb als der Name. Er wollte rasch heiraten, und da die Verwandten der Braut ebenfalls drängten — denn der Vater wollte möglichst bald für seine Tochter die üblichen zehn Schen haben — so lief Regina eines schönen Tages einfach von der Missionsstation weg, gesellte sich zu ihrem Bräutigam und ließ sich mit ihm in bloßer Zivilehe trauen. Das alles ge-

schah, bevor ich das zweitemal als Missionär nach St. Michael kam. Ich fand zu meinem und aller Gutge-
sinnnten Bedauern die vollendete Tatsache vor.

Ich suchte auf beide, besonders auf den katholischen Teil, einzuwirken, Isaac sollte sein Versprechen bezüglich des Uebertritts zur katholischen Religion halten und beide sollten sich dann katholisch trauen lassen, allein ich erhielt nur unbestimmte, ausweichende Antworten. Da ich sah, daß momentan nicht viel zu machen sei, hielt ich mich ferne und empfahl die Sache Gott. Im stillen jedoch ließ ich durch Bekannte immer wieder fragen und mahnen. So verging eine geraume Zeit.

Da wurde Regina schwer krank. Ihr ganzer Leib begann anzuschwellen, es bildeten sich an den Füßen schlimme Wunden, und weder die Kassen-
doktoren noch der Arzt in Umzinto wußten Rat. Regina hatte schon als kleines Schulk-
mädchen einen eigentümlichen Gang gehabt, Erde zu essen, zuletzt wurde ihr dies zu einer wahren Leidenschaft, kurz, ihr Zustand war bedenklich und verschlimmerte sich immer mehr. — Man fragte sie, ob man nicht den Priester holen dürfe. O gewiß! Schon längst hatte sie nach ihm verlangt, nur Furcht und falsche Scham hatten sie bisher davon zurückgehalten.

Bei meinem nächsten Gang nach Springvale schlug ich, von unserm braven Katecheten Albert begleitet, den Weg zu ihrem Kraale ein. Ich fand sie in trauriger

Stimmung neben dem Feuer sitzend. Nach der üblichen Begrüßung ging ich sofort auf das eigentliche Thema über. Ich hatte leichte Arbeit; Reginas Herz war unter der züchtigen Hand des himmlischen Vaters weich



Wasservögel in Südafrika (1/11 natürlicher Größe).

Nr. 1. Fischreiherart. 2, 3 u. 4 Krogon (Schwimmvögel). 5 Fregattvogel. 6 u. 8 Storchent. 7 White Egert. 9 Frontent. 10 Fischreiherart.

geworden. Sie war zu allem bereit, wollte beichten und alles wieder gut machen; auch bat sie mich, ihr Kind zu taufen. Dazu benötigte ich die Erlaubnis des Vaters. Wir waren bald einig; er selbst wünschte die Taufe seines Kindes und versprach, durch Sanierung der Ehe das

gegebene Mergernis zu heben. Er wohnte jetzt im Kraale seines Vaters, und Regina war bei ihrer Mutter. Kurz, ich sah, es wende sich alles wieder zum Bessern, hörte Reginas Beicht, taufte ihr Töchterchen auf den Namen Cölestine, und ritt dann, von den Dankesbezeugungen aller Anwesenden begleitet, nach Springvale, um dort zu übernachten, am nächsten Tag hl. Messe zu lesen, zu unterrichten und die hl. Sakramente zu spenden.

Nacht Tage später erhielt ich die Nachricht, die kleine Cölestine sei schon gestorben und, wie ihr Name andeutet, in den Himmel eingegangen. Nach weiteren 10 oder 14 Tagen ließ Regina fragen, ob sie nicht zur Missionsstation kommen dürfe, um sich bei uns kurieren und pflegen zu lassen. Auch ihre Verwandten, denen sie in ihrem hoffnungslosen Zustand nur zur Last war, unterstützten ihre Bitte. Wir sagten zu, obschon von einer Heilung natürlich keine Rede mehr sein konnte; doch es war uns um die Rettung ihrer Seele zu tun.

Einige starke Marienhausmädchen gingen mit einer Tragbahre zu ihrer Hütte, um die Kranke hieher zu bringen. Am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, gingen sie von hier fort und nachts um 11 Uhr kamen sie mit Regina, die mehr einer Toten als Lebenden glich, zu uns zurück. Das war für beide Teile ein schwerer Tag gewesen! Nur wer die unzähligen Berge und Täler, Schluchten und Wasserläufe der hiesigen Gegend kennt, vermag sich einen Begriff davon zu machen, was es heißt, eine schwerkranke Person auf solchen Pfaden viele Stunden weit zu tragen. Ich wunderte mich nur, daß sie überhaupt noch lebend ankam.

Die Schwestern hatten ihr schon Raum und Bett zurecht gestellt. Sie trugen Regina, die bei ihrer Ankunft in eine tiefe Ohnmacht fiel, herein und legten sie nieder. Am nächsten Tage konnte sie kaum reden, geschweige denn sich rühren. Später ging es etwas besser, doch der unerbittliche Tod stand schon vor der Türe. Sie erkannte das und benutzte die kurze Frist, die ihr noch gegeben war, zu einer guten Vorbereitung auf ein christliches Sterben. Sie ließ sich in Gegenwart zweier Zeugen mit Jsaak kirchlich trauen, beichtete wiederholt, trug ihre Schmerzen und Leiden mit großer Geduld und stärkte ihre Seele öfters durch die hl. Kommunion. Kurz nach Empfang der hl. Sterbesakramente stand ihre Seele vor dem ewigen Richter. Es war am 5. September 1908. Möge er sie in Gnade und Frieden aufgenommen haben!

Jsaak aber, ihr Mann, machte kurz nach ihrem Hinsange mit seinem Versprechen Ernst. Er vollzog seinen Uebertritt in die katholische Kirche, und geht seitdem fleißig zu den hl. Sakramenten. In Bälde wird er ein katholisches Mädchen von hier zum Traualtar führen. Von einer wilden Ehe will er nichts mehr wissen; er hat, wie so mancher andere, zur Genüge erfahren, welch' ein Fluch auf solcher Verbindung ruht. Wer betet für ihn ein Ave Maria, daß er seinen guten Vorsätzen treu bleibe?

Der schönste Gruß.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Gzenstochau. — Die englische Regierung verlangt, daß unsere schwarzen Kinder in den Schulen Englisch lernen. Eines Tages suchte ich nun den kleinen Wollköpfen die üblichen Begrüßungsformeln, wie good morning, good night (guten Morgen, gute Nacht) usw. beizubringen. Als ich nach einer kurzen Erklärung an die Kinder Fragen stellte, wie sie also zu sagen hätten, wenn sie am Morgen, im Laufe des Tages oder am

Abend einem Priester, einem Bruder oder einer Schwester begegneten, erfolgte prompt jedesmal aus dem Munde der frischen, lernbegierigen Kinder die richtige Antwort.

Nun kam die Reihe an die kleine Josefa, ein kluges, sehr gewecktes Kind von neun Jahren. „Nun, Josefa,“ fragte ich, „wie mußt du sagen, wenn du mich am Morgen auf Englisch grüßen willst?“ — „Good morning, sister,“ sagte sie ernst, fügte aber sofort treuherzig bei: „Schwester, ich sage aber nicht gerne so, denn der schönste Gruß ist doch: „Madunyiswe uJesu Christo“ (Gelobt sei Jesus Christus). — Alle Kinder sahen mich fragend an, und ich konnte in ihren Augen lesen, daß sie innerlich der Kleinen recht gaben. Nun war es auch meinerseits aus, ich ging sofort vom Englischen auf ein anderes Thema über und erklärte den Kindern noch eingehender als bisher die Bedeutung und Schönheit des christlichen Grußes. Mit leuchtenden Augen hörten mir die Kinder gar aufmerksam zu, und als ich zum Schluß die Worte wiederholte: Madunyiswe uJesu Christo“, schallte es durch die ganze Schule: „Kuze kuba pakade (In Ewigkeit). Amen.“

So klein und unbedeutend der Vorfall an sich war, so mußte ich doch noch wiederholt an die sinnige Bemerkung der kleinen Josefa denken. Es fielen mir auch die bekannten Verse des Dichters Lenau ein:

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen.
„Gelobt sei Jesus Christus“, sprach sie zu mir;
„In Ewigkeit“, so dankt' ich freundlich ihr.
Es ist der beste Gruß auf allen Wegen. —

Der arme Dichter Lenau! Hätte er doch diesen schönen, segensreichen Gruß gesprochen auf allen seinen Wegen, er wäre nicht so schrecklich irre gegangen und hätte wohl nicht im Irrenhause geendet. Anders dachten und handelten die Heiligen Gottes. Dem hl. Bernard war der Name „Jesus“ Wohlklang im Ohr, Honig im Munde und Jubel im Herzen. Spricht er doch so schön:

„Jesus, deiner zu gedenken,
Bringt schon dem Herzen Freud;
Aber sich dir ganz zu schenken,
Das ist wahre Seligkeit.
Nichts kann uns so sehr beglücken,
Nichts so himmlisch süß entzücken,
Nichts gibt einen schöneren Ton
Als: „Herr Jesus, Gottes Sohn!“

Altar und Kreuz.

Triashill. — Ist zwar für ein gläubiges Christenherz jeder Tag ein Gnadentag, so kommen dennoch im Laufe des Kirchenjahres Tage und Feste, die unser Herz unwillkürlich höher schlagen lassen und denen wir mit heißer Erwartung entgegensehen. So ein Festtag war für unsere Missionsstation Triashill das letzte hochheilige Osterfest; denn wir feierten an demselben nicht nur die glorreiche Auferstehung unseres lieben Herrn und Heilandes, sondern auch die erste hl. Kommunion eines beträchtlichen Teiles unserer schwarzen Christen. Schon viele Wochen zuvor fragten mich die glücklichen Auserwählten wiederholt: „Schwester, wie viele Tage sind es denn noch bis zum hl. Osterfeste? O, wir können es kaum erwarten, bis der große herrliche Tag kommt, an dem der liebe Heiland zum erstenmale in unser Herz einkehren wird!“ und dabei funkelten ihre großen, schwarzen Augen, daß man ihnen deutlich die innere Erregung ansah.

Endlich brach der Morgen des hohen Festtages an. Sämtliche Erstkommunikanten versammelten sich im Schullofale. Knaben und Mädchen waren fast alle in Weiß gekleidet. Die übrigen Schulkinder aber, sowohl die von Triashill, wie die von den Außenstationen, stellten sich zwischen Kirche und Schule in langer Doppelreihe auf. Der Hochw. P. Superior hielt noch eine kurze zündende Ansprache, dann ging es in feierlicher Prozession unter Glockengeläute und jubelndem Festgesang dem schön geschmückten Kirchlein zu. Es begann das feierliche Hochamt, dem alle in erbaulichster Andacht beiwohnten. Nach der Kommunion des Priesters nahen die glücklichen Erstkommunikanten dem Tische des Herrn, während der Chor in der Sprache der schwarzen Eingeborenen das bekannte Lied sang:

Schon lange seufzen wir:
„O guter Heiland komm!“
Nimm unsre Herzen hier
Und mach sie rein und fromm!“

Noch lange knieten sie hierauf in stiller Andacht vor dem Tabernakel, bis sie wieder unter Gesang und Gebet zur Schule zogen, wo ihrer ein bescheidenes Mittagsmahl wartete. Die meisten griffen nur zögernd und langsam zu; war doch der liebe Heiland als kostbare Seelen Speise in ihr Herz eingekehrt und hatte all ihr Verlangen überreich gestillt. Man konnte ihnen das Glück und die Freude, wovon ihr Herz so voll war, vom Gesicht ablesen.

P. Superior hatte übrigens für diesen Tag noch eine zweite Feier angesetzt. Hoch oben auf dem höchsten Berggipfel unserer Station sollte ein großes, hölzernes Kreuz als Symbol des christlichen Glaubens aufgerichtet werden. Der Vorschlag fand jubelnden Beifall. Alles eilte hinaus, dem hohen Berge zu, der etwa andert-halb Wegstunden von Triashill entfernt ist. Es ging über Stod und Stein, über Berge und Täler, durch Schluchten und mannigfache Wasserläufe. Die Schwarzen, an solche Wege gewohnt, achteten die vielen Hindernisse kaum, uns Schwestern aber kam die ungewohnte Tour etwas härter an. Bis zum Fuße des Berges ging es ja leidlich gut, dann aber begann der steile, hohe Aufstieg. Während die Schwarzen wie die Ziegen an den mächtigen Felswänden emporkletterten, kamen wir nur mühsam hinten nach. Auf halber Bergeshöhe ging uns schon fast der Atem aus. Müde und erschöpft setzten wir uns nieder und hätten am liebsten auf die Ersteigung des Berges verzichtet, doch P. Superior machte uns Mut, entschlossen nachzukommen, und so nahmen wir die Wanderung wieder auf. Wer die Freuden des Lator genießen will, muß steigen und wandern bis zum Ziel. Endlich, endlich nach langem, mühevollen Klettern waren wir oben. Die Aussicht war prächtig. Der Berg bildet den Mittelpunkt unserer Farm; auf der einen Seite sahen wir unser liebes Triashill, auf der andern tief unten im Tale, rings von mächtigen Bergkolossen umrahmt, die Außenstation „St. Barbara“ mit ihrer großen, hoffnungsvollen Schule. Ja, schön war es hier oben und es reute uns keineswegs, den beschwerlichen Aufstieg gemacht zu haben.

Die eigentliche Bergspitze hatten wir übrigens noch immer nicht erstiegen. Diese aber

war so steil und unzugänglich, daß wir von vorneherein darauf verzichten mußten. Nicht so unsere Schwarzen; mit affenartiger Geschwindigkeit und Sicherheit kletterten sie an den mächtigen Felsblöcken trotz des schweren hölzernen Kreuzes, das sie mitgenommen hatten, empor und halfen schließlich auch unserm P. Superior hinauf. Rasch türmten sie sodann einen kleinen Steinhügel auf und befestigten in dessen Mitte das Zeichen des Heiles, das Kreuz. P. Superior hielt an die Versammlung eine kurze Ansprache, segnete hierauf das Kreuz durch Besprengung mit Weihwasser und betete mit allen gemeinsam das Vater unser und apostol. Glaubensbekenntnis.

Dabei wartete auf uns noch eine kleine Ueberraschung. Wir glaubten nämlich alle, es sei wohl seit Erschaffung der Welt das erstmal, daß hier auf dieser hohen, steilen Bergspitze, mitten im Heidenland, ein Kreuz angebracht wurde. Doch dem war keineswegs so. Auf der höchsten Bergspitze streckte nämlich ein alter, halbverdorrtter Baum seine dünnen Äste empor, und in seinen Stamm war ein mehrere Dezimeter großes Kreuz eingeschnitten. Woher kam das? Offenbar von den Mariannhiller Trappisten, die vor etwa 15 Jahren am Fuße dieses Berges sich niedergelassen hatten, dann aber Rhodesia infolge eines Kaffernaufstandes wieder verlassen mußten. Dieses eingeschnittene Kreuz weckte mannigfache Erinnerungen in unserer Seele wach.

Wir mußten übrigens an eine baldige Rückkehr denken. Der Abstieg ging schneller als der Aufstieg;



Die heilige Familie. Nach Jttenbach gemalt von Bernaj.

es war die schönste Rutschpartie, und nicht selten kamen wir mit den spitzen, glatten Felsblöcken in unfreiwillige Berührung. Auf der Station angelangt, schauten wir nochmals zu dem hohen Berge zurück, der seit jenem Osterfeste den Namen „Kreuzberg“ trägt und suchten auf seiner Spitze das von unsern braven Schülern aufgepflanzte Kreuz zu erblicken. Sieh, dort steht es! Weithin ragt es ins Heidenland hinein. Möge es viele Jahrzehnte dort oben stehen als eine lebendige Predigt für alle Weißen und Schwarzen, die zu ihm aufblicken, als Quelle des Segens für die ganze weite Umgebung und als Beweis davon, daß Christus, der Gefreuzigte, für immer Besitz ergriffen hat von diesem Lande!

Ein standhaftes Kaffernmädchen.

Von Schw. Capistrano, C. P. S.

Himmelberg. — Eines Tages kam das Mädchen eines protestantischen Predigers hieher. Sie war zu Hause heimlich fortgegangen und bat um Aufnahme in unserer Missionschule. Zwei Tage darauf kam die Mutter, um ihr Kind zurückzuholen. Doch das Mädchen weigerte sich standhaft; sie wolle bei den Aina-Roma bleiben, erklärte sie, und hier lernen und in die Kirche gehen.

Der Vater war, als sein Kind fortging, gar nicht zu Hause gewesen. Wie er nun nach seiner Rückkehr von der Tat seiner Tochter hört, weiß er sich einfach nicht mehr zu fassen. Wie? Ist er nicht ein protestantischer Prediger, allüberall sucht er Leute auf, um sie zu bekehren, und da erdreistet sich sein eigenes Kind, seine Lehre zu verschmähen und heimlich in die katholische Missionschule zu laufen! — Noch am selben Tag eilt er voll Wut hieher und führt sein Mädchen mit Gewalt nach Haus.

Nach ein paar Wochen kommt das Mädchen zum zweitenmale, wird aber auch diesmal kurz darauf zurückgeholt. Wie mag's dem armen Kind zu Hause ergangen sein! Der Kaffer kann in solchen Fällen überaus hart und grausam gegen seine Kinder sein. Wir wagten daher auf keine Rückkehr des Mädchens zu hoffen, doch siehe, eines Sonntags ist es plötzlich wieder hier. Diesmal bittet es, man möge es auf einer Nachbarstation unterbringen, denn sie fürchte den Mißhandlungen des Vaters zu erliegen, wenn er sie nochmals hier träfe. Dabei zeigte sie die furchtbaren Striemen, welche die Peitschenhiebe des grausamen Vaters an ihrem Leibe zurückgelassen hatten.

Das arme Kind erweckte unser Mitleid im höchsten Grad und wir gaben ihr gleich zwei größere Mädchen mit, welche ihr den Weg zu einer andern Missionschule zeigen sollten. — Jetzt wurde der Vater stuhig; als er hörte, sein Kind sei weiter fort, bat er uns, wir möchten doch nachforschen, wo es wäre. Er habe jetzt nichts mehr dagegen, daß es bei uns auf der Missionsstation bleibe, sondern sei zufrieden, wenn er es nur in seiner Nähe wisse.

Auf dieses hin kehrte das Mädchen zu uns zurück und weilte seitdem unangefochten hier. Die Mutter besucht ihr Kind gar oft und wohnt schon öfters in unserer Kirche dem sonntäglichen Gottesdienste bei. Ich zweifle nicht, daß sie in Bälde ebenfalls katholisch wird. Beim Vater ist gegenwärtig die Aussicht hiefür gering, doch haben wir schon oft den Fall erlebt, daß ein einziges mutiges und standhaftes Kind die ganze übrige Familie zum wahren Glauben bekehrte.

Krankenbesuche in Keilands.

Von Schw. Arcadia, C. P. S.

Trotz der knapp bemessenen Zeit, die uns zu Gebote steht, möchte ich unseren geehrten Lesern und Leserinnen doch ein kleines Blaustündchen schenken und heute etwas von unsern schwarzen Kranken erzählen.

Gleich zum voraus möchte ich bemerken, daß in hiesiger Gegend die Eingeborenen mit den einzelnen Heilkräutern viel weniger bekannt sind, als in Natal, und daß sie daher oft weit herkommen und Hilfe auf unserer Missionsstation suchen. Einmal kam ein taubstummer Bursche mit einem sehr bösen Finger zu mir. Er gab mir durch Zeichen und unartikulierte Laute zu verstehen, ich möchte ihm den Finger, der ihn so sehr schmerze, abhacken. Ich meinerseits bedeutete ihm, ich wolle ihm die Wunde verbinden; doch während ich ins Haus gehe, das Nötige zu holen, wandert der arme Patient, der mich offenbar nicht verstanden hatte, wieder fort. Möglich, daß er auch glaubte, weil man ihm den Finger nicht abhacken wolle, sei alle Hoffnung auf Heilung verloren. — Ich ließ ihn zurückrufen und begann meine Kur. Bald merkte er, daß das Reinigen und Verbinden der Wunde doch gut tue, und so kam er schließlich täglich. Er wurde auch geheilt; nur das erste Fingerglied, das schon zu sehr gelitten hatte, ging verloren.

Ein anderesmal kam ein altes, abgezehrtcs Mannlein mit einer sehr schlimmen Wunde unterm Arm hieher. Wie ich noch überlege, wie ich ihm dieselbe auswaschen könne, ohne seine Kleider zu beschmutzen, legt er sich geraden Wegs auf den Rücken und streckt beide Arme weit aus. Nun war Rat geschaffen. Ich konnte die Wunde reinigen, und nach einiger Zeit trolste das schlaue Männchen geheilt von dannen.

In Zigudu war ein krankes, etwa 16 Jahre altes Mädchen, das schon den Todeskeim in sich hatte, aber dennoch von der hl. Taufe absolut nichts wissen wollte. Ihr Bruder war kurz nach der hl. Taufe gestorben, und da fürchtete sie nun, es möchte ihr ein Gleiches passieren. Sie wollte noch nicht sterben, obschon sie viel und schwer zu leiden hatte.

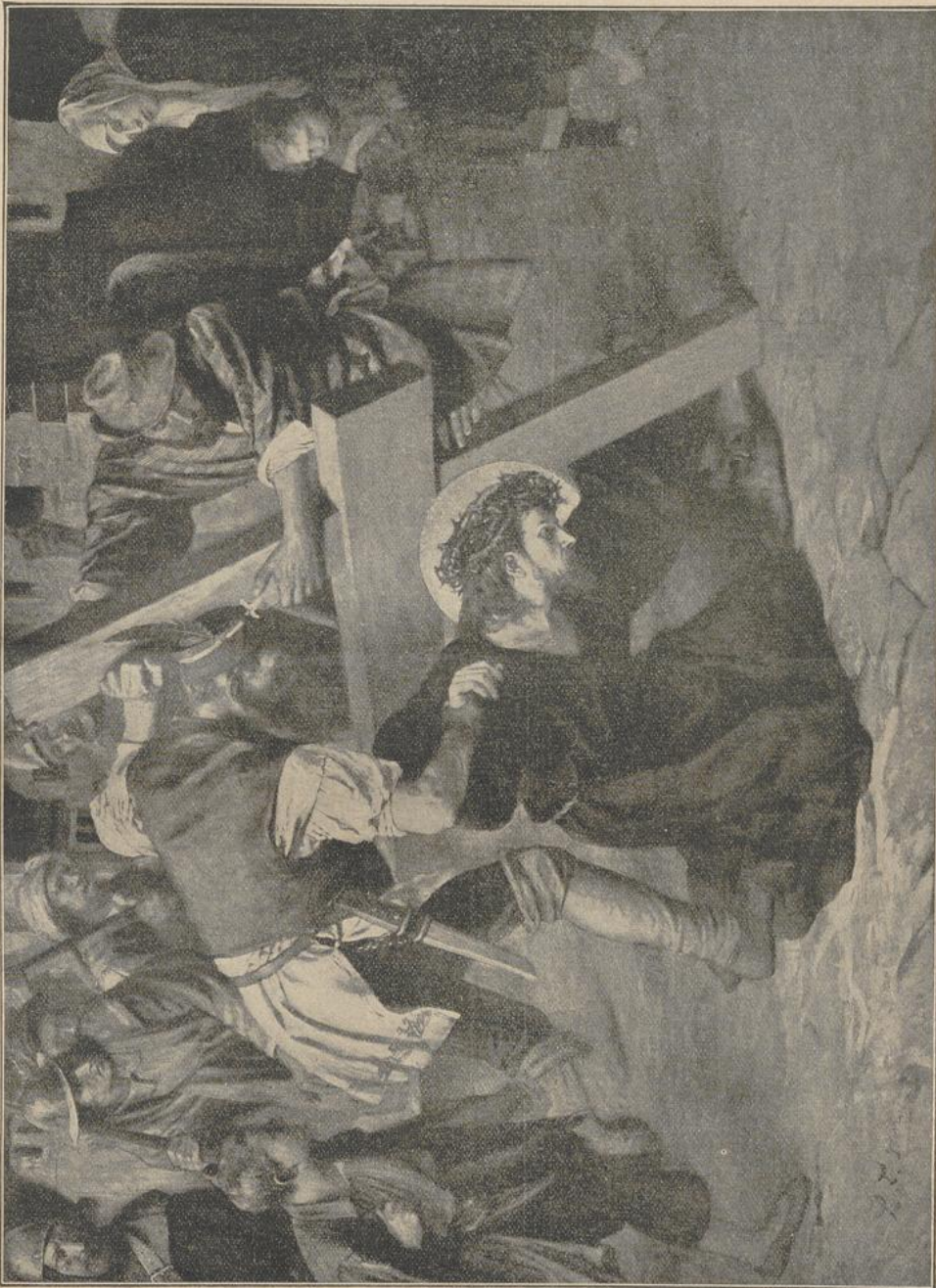
Auf Wunsch unseres Hochw. P. Superiors machte ich eines Tages daselbst einen Besuch. Die Wohnung der Kranken war nicht so übel; in einen Tembu-Kraal braucht man nicht auf allen vieren zu kriechen, denn da gibt's eine Türe. Links vom Eingang kauerten einige neugierige Weiber, die uns schon von weitem hatten kommen sehen, auf einer Strohmatten; in der Mitte der Hütte brannte ein offenes Feuer, und rechts davon saß das kranke Mädchen. Ach, war das eine Jammergestalt! Das arme Kind war abgemagert bis zum Skelett, der Rücken wies einen großen Höcker auf, darunter saß eine tiefe, eiternde Wunde; eine zweite, krebbsartige Wunde hatte sie an der Seite, sodaß sie immer auf derselben Seite liegen oder tief zusammengekauert dastehen mußte.

Von einer Heilung konnte da keine Rede mehr sein. Ich gab ihr etwas Medizin und ein Stück Brot. Sie nahm es willig an und zeigte sich, solange wir über gleichgiltige Dinge sprachen, ziemlich entgegenkommend. Als wir sie aber fragten, ob sie nicht getauft werden wolle, damit sie zu ihrem Bruder in den Himmel komme, drehte sie sich um und wollte nichts mehr von uns wissen.

Nun war aber auch eine protestantische Frau gegen, deren zwei Töchter jüngst zur katholischen Kirche

übergetreten waren; sie ergriff sofort unsere Partei und redete dem Mädchen zu, doch nicht so unartig zu sein, die Schwestern hätten sie ja recht lieb und wollten mit der hl. Taufe nur ihr Bestes usw. „Ja, wenn ich bei dem großen König in dem schönen Haus da oben Fleisch

Auf dem Heimweg besuchten wir noch ein paar kranke Kinder. Eines derselben war ganz untröstlich darüber, daß es wegen eines Fußleidens die Kirche nicht hatte besuchen können. Zuletzt mußten wir alle Kraale rechts und links liegen lassen und nach Hause



Christi Gall unter dem Kreuze. Nach dem Gemälde von Louis Ferdinand. Sitziger Altschnee-Zentrale, Breitopffstraße 18.

und Brot bekomme“, sagte sie, „dann will ich mich taufen lassen.“ — Das war nun wenigstens ein kleiner Anknüpfungspunkt; man versuchte nicht, ihr klarzulegen, was es Schönes und Gutes im Himmel gebe. Sie ließ sich später in der christlichen Religion unterrichten, wurde getauft und konnte noch mit dem Kleide der Taufschuld ins „Haus des großen Königs“ gehen. —

eisen; denn wir hatten noch einen ziemlich weiten Weg vor uns, und die Sonne begann schon, sich hinter den hohen Bergen zu verstecken; dazu sollten wir noch den großen Rei-River passieren! Doch halt! Wer schreit denn da so? Wir bleiben stehen und sehen einen Stochheiden in mächtigen Sähen auf uns zukommen. „Wartet, wartet!“ ruft er uns zu, „ich habe etwas Not-

wendiges mit euch reden!" — Endlich ist er da, macht seine Honeurs und bittet um Medizin. „Eine Medizin willst du haben? Du siehst doch ganz gesund aus; was fehlt dir denn?“ — „Ich hab' große Schmerzen,“ entgegnet er, „da, da!“ und schlägt dabei mit beiden Händen auf den Leib, daß es nur so klatscht. — Nun begriffen wir die Art seines Leidens; Hunger hatte er und hoffte von uns ein Stück Brot zu bekommen. Leider hatten wir nichts Eßbares mehr bei uns; als wir ihm aber sagten, er möge morgen zur Missionsstation kommen und dort ein Essen holen, gab er sich auch zufrieden und machte sich mit vielen Komplimenten von dannen. —

Kürzlich war ich in Begleitung eines Mädchens in Saliva, wo es schon eine beträchtliche Zahl recht braver und eifriger Christen gibt. Ich wollte ein krankes Kind besuchen, das sich schwere Brandwunden zugezogen hatte. Die Mutter hatte schon wiederholt eine Salbe für das kranke Kind geholt, allein die Wunden wollten nicht heilen. Woran lag denn die Schuld? Heute sollte ich es klar sehen. Ich fand das arme Geschöpfchen an der Brust sowie an Händen und Füßen voll schwerer Brandwunden. Die Mutter hielt ihr Kindchen traurig im Arm, aber es fiel ihr nie ein, die Wunden zu reinigen, auszuwaschen und zu verbinden; im Gegenteil, es starrte alles an ihm von Schmutz, und so wurde das Uebel immer schlimmer und größer. Ich beeilte mich, das Fehlende nachzuholen, wusch die eiternden Stellen rein und sauber aus und legte einen Verband an. Die Mutter sah mir staunend zu, und zuletzt strahlte ihr Auge förmlich vor Freude. Ich hatte ihr ganzes Herz gewonnen.

Es fanden sich noch ein paar andere Patienten ein, und zuletzt begab ich mich zum alten Häuptling, der auch schon mit einem Fuße im Grabe stand. Mehrere seiner Kinder, Enkel und Urenkel sind vortreffliche Christen, er aber wollte leider von der Taufe nichts wissen. Auch vom Tode durfte man zu ihm nicht sprechen; obgleich sehr alt und gebrechlich, wollte er noch lange leben. Seine erste Frage bei meinem Eintritt war: „Kind, was hast du mitgebracht? Siehe, ich bin krank und schwach und habe kein Geld, keinen Zucker und keinen Kaffee.“ — „Geld habe ich auch keines,“ entgegnete ich ihm, „aber siehe, ich habe dir eine Flasche süßen Tee mitgebracht — tatsächlich war diese für ein krankes Kind bestimmt gewesen, das ich aber leider nicht hatte finden können; — dieses Getränk sollst du haben, ebenso ein Stück von dem Brote, das ich auf den Weg mitgenommen.“ Er nahm es dankend an und begann gleich es zu verkosten; als ich aber von der Taufe zu ihm redete, verdüsterte sich sein Gesicht und ich mußte rasch abbrechen.

Uebrigens hat sich der gute Alte, der unserer Mission schon manchen Liebesdienst erwiesen, in letzter Stunde doch noch bekehrt. Am 20. August 1911 wurde er auf den Namen „Bernardus“ getauft, und am darauffolgenden Morgen war er tot. R. I. P.

Das Ostküstenfieber in Tzenstochau.

Von Dr. Leodegar, R. M. M.

Ueber ein Jahr ist schon verflossen, seitdem sich die schreckliche Viehseuche der Zeckenpest, oder des Ostküstenfiebers, wie sie auch genannt wird, bei uns ihren Einzug gehalten hat. Ich will in Kürze den ganzen bisherigen Verlauf der bössartigen Seuche darlegen.

Kommt da eines Tages ein Mann aus dem Dorfe zu mir mit der Bitte, seine Kuh zu besichtigen; sie sei schon drei Tage krank, und er wisse nicht, was ihr fehle. Ich ging sogleich hin, nahm die Temperatur und mußte genug! — Was nun? Sollte ich die Sache vorschriftsgemäß beim Magistrate anzeigen, oder das kranke Tier beseitigen und den ganzen Fall verheimlichen? Ich entschied mich fürs erstere und sandte einen Boten an den Magistrat. Der englische Tierarzt, hierzulande Stodinspektor genannt, kam und erklärte die Krankheit als Ostküstenfieber.

Nach einigen Tagen berichtet ein zweiter Kaffer, es sei ihm ein Tier krepirt, und bald darauf verendeten weitere zwei Stück. Mittlerweile traf vom Tierarzt, dem wir Blut eingesandt hatten, ein Telegramm ein, des Inhalts: „Das Tier ist des Fiebers verdächtig.“ Als wir vom vierten Stück Blut einsandten, war der Würfel gefallen; es hieß einfach: „Auf eurer Farm ist das Ostküstenfieber.“

Nun wurde uns ordentlich bange. Wir hatten bisher unser Vieh noch nicht regelmäßig gedippt, sondern bloß gesprüht, weil unser Dipping-Bank noch immer led war.* Der letzte Versuch, es wasserdicht zu machen, gelang; aber es dauerte noch volle drei Wochen, bis es sich als gebrauchsfähig erwies. Diese ganze Zeit über spazierten die von dem kranken Vieh infizierten Zecken unbehindert umher und konnten die furchtbare Seuche auch auf andere Tiere übertragen! — Magistrat und Tierarzt kamen auf die Farm, um zu hören, was wir zu tun gesonnen wären. Beide rieten uns, das Vieh — von unserm eigenen war bisher noch keines verendet, sondern bloß von den auf unserer Farm wohnenden Kaffern — samt und sonders zu verkaufen; denn die Tiere seien zu nahe beieinander, um überhaupt noch etwas zu retten. Die beiden Plätze, an denen die Krankheit ausgebrochen war, lagen nämlich hart an dem Drahtzaun, zwischen dessen Umfriedung sich unser eigenes Vieh aufhielt.

Die Kaffern hatten aber keine Lust, ihr Vieh um 30 bis 50 Mark das Stück zu verkaufen, und wir selber auch nicht. Was aber tun, um nicht alles zu verlieren? Der Plan war schnell gefaßt und hieß: „Fortan wird regelmäßig alle fünf Tage gedippt und geschmiert!“ Alle unsere Schwarzen, die ein Vieh zu eigen hatten, wurden gerufen und ihnen das Gesetz eingeschärft, sie müßten all ihr Vieh, groß oder klein, gesund oder krank, alle fünf Tage zu unserm Dipping-Bank treiben, damit es hier gedippt werde, und ebenso oft müsse die Schwanz- und Ohrensalbung stattfinden, denn an den genannten Körperteilen halten sich die Zecken mit Vorliebe auf. Wer dieser Verordnung sich nicht füge, habe all' sein Vieh zu verkaufen oder wegzuschaffen.

So kam das regelmäßige Dippen in Schwung. Leicht war die Sache nicht, denn die Kaffern haben in allen Dingen, die ihnen neu und ungewohnt sind, einen harten Kopf, und es bedurfte manch' ernster Mahnung und sogar mancher Strafen, bis sie endlich willig wurden. Zuletzt ging es sehr gut, zumal da auch der Magistrat uns in dieser Sache sehr beihilflich war. Ein volles Jahr haben wir nun das Dippen durchgeführt ohne Rücksicht auf das Wetter, ob es nun warm oder kalt, ein Regentag oder Sonnenschein war. War der fünfte Tag ein Sonntag, so dippten wir am vierten, am Samstag, niemals aber am sechsten.

*) Eine nähere Information über das Dippen enthält die November-Nummer des Bergföhm. 1911, Seite 252.



Verfehlter Weg. Nach dem Gemälde von E. Gebler.

Photogr. u. Verlag v. Frz. Gmünder, München.

Und welches war der Erfolg? Von dem Kaffernvieh, das bei Beginn der Seuche auf unserer Farm war, sind 35 % an der Seuche gefallen. Wir selbst haben bis jetzt — Gott sei es gedankt — hier in Czestochau noch kein einziges Stück durch diese Seuche verloren, obschon unser Vieh infolge der angrenzenden Weideplätze manchmal ganz nahe mit dem der Kaffern zusammenkam. Auch mußte ein großer Teil unseres Viehes auf dem Wege zum Dipping-Tank über die Weide getrieben werden, wo das kranke Kaffernvieh sich befand, und anderseits mußte die ganze kaffrische Herde auf dem Wege zum genannten Tank hart an unserm Stalle vorbei und über die Straße, wo sich unser Vieh den ganzen Tag aufhielt, sodas nach meiner Ueberzeugung jedenfalls eine Menge der von erkrankten Tieren abgefallenen Becken darauf lagen.

Zur Zeit, als die Seuche hier am heftigsten wütete, machte ich die Flüssigkeit, in der das Vieh gedippt wurde, noch etwas stärker als gewöhnlich. Infolge dessen schrumpfte bei den Tieren die Haut ein und gingen stellenweise die Haare aus. Als Gegenmittel rief ich dann die wunden Stellen mit Schweinefett ein, so daß ich keinen weiteren Schaden bemerkte. Einige kranke Tiere verendeten auf dem Weg zum Dipping-Tank. Wir zogen ihnen die Haut ab, rollten diese sorgfältig (mit den Haaren nach der Innenseite) zusammen und legten sie ins Tank, um auf diese Weise jede infizierte Bede zu töten. Durch das starke Dippen gingen mir ein paar junge Kälber verloren, allein, ich dachte, wenn ich nur die Bedengefahr beseitigen kann, so will ich den kleinen Verlust gern mit in den Kauf nehmen.

Jenseits des Umzimkulu ist eine Kaffern-Lokation (ein von der Regierung den Schwarzen reservierter Platz). Die dortigen Leute lachten mich zuerst aus und sagten: „Du bringst mit dem beständigen Dippen all' dein Vieh um; die Krankheit ist gar nicht so schlimm, wie man gewöhnlich sagt, nur einige wenige Tiere krepieren.“ Ich ließ sie ruhig reden, denn mit Vernunftgründen kann man ja diesem Volk nicht beikommen, und dachte, wir wollen abwarten. Und in der Tat, ich hatte nicht lange zu warten. Als bei uns die Seuche abnahm und endlich ganz aufhörte, kam sie dort erst recht zum Ausbruch, obschon es in jener Gegend an sich viel weniger Becken gibt, als bei uns. Weil jedoch nie gedippt wurde, fand das Uebel keine Schranke und verbreitete sich immer mehr. Von all dem Vieh in jener Lokation ist auch nicht ein einziges Stück übrig geblieben.

Ähnliches geschah bei den Farmern in der benachbarten Droni-Vlei. Alle jene, die fleißig dippten, haben heute noch ihr Vieh. Wohl forderte die böse Seuche auch hier ihre Opfer, allein, falls man vor-

schriftsmäßig dippte, rettete man wenigstens das meiste Vieh; die es unterließen, verloren in kurzer Zeit alles.

Dem Gelöbniße treu:

(Frei nach Chateaubriand.)

2. Kapitel.

Mettha, die Christin.

Eines späten Abends — o, ich werde jenen Tag nie mehr vergessen in meinem ganzen Leben — hatte die Truppe ihr Lager am Rande eines großen Waldes aufgeschlagen, und ich saß mit einem indianischen Krieger, der mit meiner Bewachung betraut worden war, in der Nähe des Feuers. Düstere Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Ich fühlte zwar den Mut in mir, furchtlos dem Tod ins Auge zu schauen, wenn es sein mußte, dennoch aber tat es mir wehe, schon in so jungen Jahren, noch bevor ich eine große Tat vollbracht, sterben zu müssen...

Während ich so dasthe und sinne, siehe, — da taucht plötzlich aus dem Waldesdunkel eine lichte Gestalt auf. Eine große, schöne Jungfrau kam leichten Schrittes zu uns heran und setzte sich in kurzer Entfernung von mir nieder. Ich war ganz Auge für die wunderbare Erscheinung; denn sie trug einen langen, weißen Schleier und auf ihrer Brust schimmerte ein gol-



Michael Dietrich, München, Phot.

Die Urenkel des bayerischen Prinzregenten.

denes Kreuz. Ich hatte nie so eine Jungfrau gesehen; sie war offenbar eine Indianerin, allein ihre Gesichtszüge glichen jenen der spanischen Frauen und Mädchen, die ich bei den Weißen in „St. Augustin“ gesehen. Geräumige Zeit saß sie so da, blickte mich traurig an, sprach aber kein Wort.

Da sagte ich mir endlich ein Herz und redete sie an: „Edle Jungfrau, weshalb trauerst du über einen dem Tode geweihten Fremdling?“

Sie aber hatte nur die eine Gegenfrage: „Bist du ein Christ? Ich habe gehört, du lebst bei den Europäern in „St. Augustin“ gewesen.“

„Wohl war ich viele Monate bei den Spaniern, doch die Götter meiner Hütte habe ich nie verleugnet und vom Christentum wollte ich nichts wissen.“ —

Da hielt sie mir wie abwehrend beide Hände entgegen und sagte in vorwurfsvollem Tone: „O du armer, unwissender Götzendiener, wie sehr bedaure ich dich! Siehe, ich bin eine Christin! Meine Mutter hat mich in den Lehren des katholischen Glaubens unterweisen und mir bei der hl. Taufe den Namen Mettha gegeben. Ich bin die Tochter Simagans mit den goldenen Armbändern, den du als Häuptling dieses Zuges kennen gelernt. Fremdling, deine Tage sind gezählt! Wir gehen nach Apalashufa, und dort wirst du verbrannt werden!“ — Bei diesen Worten erhob sich Mettha und

schrift, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, in stolzer Haltung dem Lager zu.

Mir war's, als hätte ich einen Engel gesehen. Was will diese edle Jungfrau von mir? Sie scheint großes Interesse an meinem Schicksal zu haben, denn weshalb wäre sie sonst in so später Abendstunde ganz allein zu mir gekommen? Doch sie ist eine Christin. Wie abwehrend sie die Hand gegen mich, den Heiden, ausstreckte, welch' beschämende Namen sie mir gab und wie bestimmt sie versicherte, ich würde in Apalashuka des Feuertodes sterben! ... Wie mag das alles noch enden?

Indessen ging unser Zug unaufhaltsam vorwärts. Jeden Abend wartete ich, ob Mletha, die Christin, wieder käme, doch sie erschien nicht. Seit sie gehört, daß ich ein Heide sei, wollte sie offenbar nichts mehr von mir wissen. Am siebzehnten Tage unseres Marsches, um die Zeit, wo die Libelle ausfliegt aus den Wassern, kamen wir in die große Savanne Maschua. In weitem Umkreis stiegen terrassenförmig mehrere Hügelketten auf, die auf ihren stolzen Kuppen ganze Wälder von Kokosbäumen, Zitronen, Magnolien und Steineichen trugen.

Hier stieß der Häuptling den Haltruf aus, und die Truppe lagerte sich am Fuße der ersten Hügelreihe. Mich selbst wies man aus der Mitte der Krieger hinaus zu einer Quelle, an denen das Gebiet von Florida so reich ist, und band mich am Fuße eines Baumes fest. Ein Krieger wurde als Wache zurückgelassen. Ich sah es ihm an, wie ungern er blieb; am liebsten wäre er zu einem der Lagerfeuer geeilt, um dort mit den übrigen zu schmausen und zu trinken.

Raum hatte ich ein Viertelstündchen an diesem Orte zugebracht, — da kam Mletha wieder! Wie ein Wesen höherer Art schritt sie in ihrem langen, weißen Schleier unter Ambrabäumen der Quelle zu. „Krieger,“ sagte sie zu meinem Wächter, „wenn du den Rehbock im Walde jagen willst, werde ich den Gefangenen hüten.“ — Einen Augenblick sah er die Tochter seines Häuptlings zögernd an, dann aber sprang er hoch auf vor Freude, nahm Pfeil und Bogen und ver schwand im nahen Dickicht. —

So war ich plötzlich mit Mletha allein. Ich fühlte, wie das Herz in der Brust mir pochte und hämmerte. Auch Mletha schien befangen, doch gewann sie zuerst die Fassung wieder und sagte: „Schwache Bande halten dich

zurück, o Jüngling. Du kannst leicht fliehen.“ Mit diesen Worten löste sie mich vom Baume los, wies mit der Hand in die Ferne und flüsterte mir zu: „Schnell! Nette dich!“ —

Ich war frei — und doch war es mir, als sei ich mit tausend Banden gefesselt. Ich sollte fort, weit fort, und vermochte mich keinen Schritt von Mletha, der schönen Jungfrau, zu trennen. Gelassen hob ich die Schnüre, die zur Erde gefallen waren, auf und legte sie in die Hand der stolzen Häuptlingstochter mit den Worten: „Nimm die Bande zurück, nimm sie zurück und binde mich wieder, denn ich kann nicht fliehen.“



Kaffeeverbrauchsstatistik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

„Unsinniger!“ rief sie aus, „weißt du denn nicht, daß man dich in wenigen Tagen verbrennen wird?“

„Ach, was liegt mir am Leben?“ entgegnete ich. „Ja, es gab eine Zeit, wo das Leben mir teuer war, denn damals wurde ich geliebt. Eine zärtliche Mutter trug mich, in Biberfelle eingewickelt, auf ihren Schultern; und auch Utahyffe, der Vater, liebte mich. Er nannte eine schöne Hütte sein eigen, und seine Jagdgründe waren groß; da tranken braunäugige Knehe die stillen Wasser aus tausend Bächen. Jetzt aber irre ich heimatlos in der Fremde umher. Kein einziger Freund ist mir geblieben, der nach meinem Tod ein wenig Gras auf meinen Leichnam legte. Wo wäre eine Seele zu finden, die einem armen, schwerverfolgten Fremdling eine Träne des Mitleids schenkte?“ —

Da schimmerte es feucht in den Augen Mlethas. Sollte sie mich wirklich lieben? Wie, wenn sie mit mir ginge? Ja, mit ihr wäre mir die Freiheit ein hochwillkommenes Geschenk geworden! Da begann ich wieder: „Mletha, schön wie der Traum eines guten Kindes, willst du meinen Schritten folgen? Die Wälder sind frei und bieten uns Schlupfwinkel genug. Bedürfen die Kinder der Hütten so vieler Dinge zu ihrem Glücke?“

„Halt ein, junger Freund,“ entgegnete mir ernsten Blickes die Christin. „Madonda, du hast die Sprache der Europäer gelernt, und es ist leicht, eine Indianerin zu täuschen. Nein, unsere Wege gehen getrennt, denn ich bin eine Christin, und du, armer Sklave, bist ein unwissender Heide. Meine Religion trennt mich immer von dir. ... Was würde meine Mutter sagen? — Mutter, wie lauteten doch deine letzten Worte?“ ... Hier hielt Mletha inne, es war, als fürchtete sie, es möchte ihren Lippen unversehens ein großes Geheimnis entschlüpfen.



Ein neuer Motorschlitten.

„Wohlan,“ rief ich aus, „bist du so grausam, so bin ich es auch. Ich werde nicht fliehen. Metha, du wirst mich auf dem Scheiterhaufen sehen, sollst das Pischen meines Blutes hören und magst dann miteinstimmen in das wilde Freudenkeichen meiner Feinde.“ . . .

In diesem Augenblick erscholl von der Quelle her das Gebrüll der Krokodile, und mit einem Schlag wurden in den nahen Wäldern die Stimmen der wilden Tiere laut. „Laß uns diesen Ort verlassen!“ sprach Metha. Ich wollte ihre Hand ergreifen, doch sie wies mich barsch zurück; doch gestattete sie, daß ich das eine Ende der Schnur in der Hand behielt, mit der ich gebunden gewesen. Unser Spaziergang war fast stumm. Nochmals forderte mich die stolze Häuptlings Tochter auf, zu fliehen; doch mein Entschluß stand fest: entweder frei mit ihr, oder sterben. Da führte sie mich wieder zur Quelle zurück und band mich neuerdings an den Baum.

Ich ließ es zu, ohne mit einer Miene zu zucken! —

(Fortsetzung folgt.)

Verehere den hl. Joseph!

Der Monat März ist seit alter Zeit in ganz besonderer Weise der Verehrung des hl. Joseph geweiht. Alle Stände empfehlen sich dem mächtigen Schutze dieses großen und milden Heiligen und wetteifern in seiner Verehrung und Anrufung.

Der hl. Joseph wird verehrt von der Kinderwelt als der Pflegevater des lieben Jesuskindes, ihn verehrt die Jugend ob seiner Unschuld und Jungfräulichkeit, er gilt auch als Muster der Eheleute wegen seiner Vermählung mit der allerheiligsten Jungfrau. Sein Andenken steht in Ehren bei jeder christlichen Familie, und selbst die große Familie Gottes auf Erden, die katholische Kirche, hat den hl. Joseph als ihren besonderen Schutzpatron erwählt.

In dem schlichten, von der Welt wenig beachteten, vor Gott aber so ausgezeichneten Handwerksmann Joseph sieht sich namentlich auch der Arbeiterstand geachtet und geehrt. Darum hat auch der um die sittliche und materielle Hebung der arbeitenden Stände so hochverdienter Stifter der Gesellenvereine, Alois Kolping, seiner Gründung den hl. Joseph zum besonderen Schutzpatron gegeben. Desgleichen sind unter dem Namen und Schutze des hl. Joseph verschiedene religiöse Genossenschaften entstanden, wie z. B. die Josephschwwestern und andere, die sich namentlich mit Erziehung der Jugend und der Krankenpflege befassen. Auch als Kirchenpatron wird der hl. Joseph in neuerer Zeit vielfach gewählt.

Die Verehrung des hl. Joseph reicht bis in die ersten Jahrhunderte zurück, obgleich man anfangs damit etwas zögerte, um ihn nicht etwa der allerheiligsten Jungfrau Maria gleichzustellen. Die abendländischen Martyrologien vom 9. Jahrhundert enthalten schon seinen Namen, und die Griechen begingen schon damals sein Fest am Sonntage nach Weihnachten. Als im Mittelalter der sogenannte „schwarze Tod“ die Länder Europas heimsuchte, wurde bei den öffentlichen Gebeten um Abwendung dieser furchtbaren Gottesgeißel der Name des hl. Joseph immer an erster Stelle genannt.

Viele Heilige waren eifrige Verehrer des hl. Joseph, z. B. der selige Hermann mit dem Beinamen Joseph, der hl. Joseph Kalasanz, der hl. Alphons Maria von Liguori und namentlich auch die hl. Theresia.

Fasse auch du, lieber Leser, in diesem Monat den Vorfaß, fortan die Verehrung des hl. Joseph recht

eifrig zu pflegen. Du wirst sehen, das wird dir und all jenen, welche dir nahestehen, zu ganz besonderem Segen gereichen.

Ein verlorenes Kind.

Vor mehreren Jahren, als ich mich noch in Porto Alegre (Brasilien) befand, wurde mir von einer sehr braven katholischen Familie mitgeteilt, daß sich in ihrem Hause eine vom Schicksal hart heimgesuchte Nassauerin mit ihrem Kinde befinde, welche des Trostes bedürfe. Zugleich wurde ich eingeladen, sie aufzusuchen. Ich ging also hin und traf die Witwe, die, aus Camberg gebürtig, noch nicht lange mit ihrem Manne, einem Bauunternehmer, nach Brasilien gekommen war; hier hatten sie gehofft, das Glück zu finden, allein sie fanden, wie es manchmal geschieht, das Gegenteil.

Skaum waren sie gelandet, da wurde der Mann krank und starb im Einwandererhaus. Dann wurde sie selbst krank.

Da sie während der Krankheit sich der Kinder nicht anzunehmen vermochte, wurden diese bei verschiedenen brasilianischen Familien untergebracht, welche sie bereitwillig zu sich nahmen.

Unglücklicherweise waren die Namen der betreffenden Familien nicht aufgezeichnet worden, und als die arme Frau sich von ihrer Krankheit erholt hatte, und nach ihren Kindern suchte, fand sie nur zwei; das dritte wurde zwar entdeckt, allein die Familie, der es anvertraut worden war, zeigte sich nicht geneigt, es wieder herauszugeben, und es bedurfte langer Unterhandlungen, bis es der Frau gelang, es zurückzuerhalten. — Nun fehlte noch eines; jedoch dieses war nicht zu finden, denn es mangelte dazu jeder Anhaltspunkt.

Die Frau befand sich in größter Not. Skaum hatte sie den Mann verloren, und jetzt sollte auch noch das Kind verloren sein? Ihr Schmerz war unbeschreiblich. Oftmals durchlief sie die Straßen der Stadt, schaute nach rechts, schaute nach links, ob sie nicht irgendwo einer Spur des Vermißten begegne. Es war umsonst. — So vergingen Wochen.

Eines Tages — es war Sonntag — war sie auch wieder suchen gegangen, da kam sie am Kirchlein der Karmeliterinnen vorbei. Gerade war Segen. Der Klang der Orgel zog die gute Frau mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gotteshaus. Hier kniete sie nieder und mit einem Vertrauen und einer Innigkeit, wie sie dieselbe vorher nicht verspürte, wandte sie sich an den hl. Joseph und bat ihn flehentlich: „O hl. Joseph, gib mir mein Kind zurück!“ — Der Segen war vorbei. Gestärkt und voll Vertrauen verließ sie die Kirche, um vom neuen suchen zu gehen.

Noch war sie nicht weit gegangen, da hörte sie plötzlich eine Stimme: „Mutter! Mutter!“ Sie drehte sich um; auf der Schwelle eines Hauses stand ein Kind — ihr Kind. Im nächsten Augenblick hielt sie es in den Armen und bedeckte es mit ihren Küffen.

Glückliche Mutter! Sie hatte sich einen guten Fürsprecher gewählt, den hl. Joseph, der aus Erfahrung wußte, was es heißt, ein verlorenes Kind suchen gehen.

P. A. Schupp, S. J.

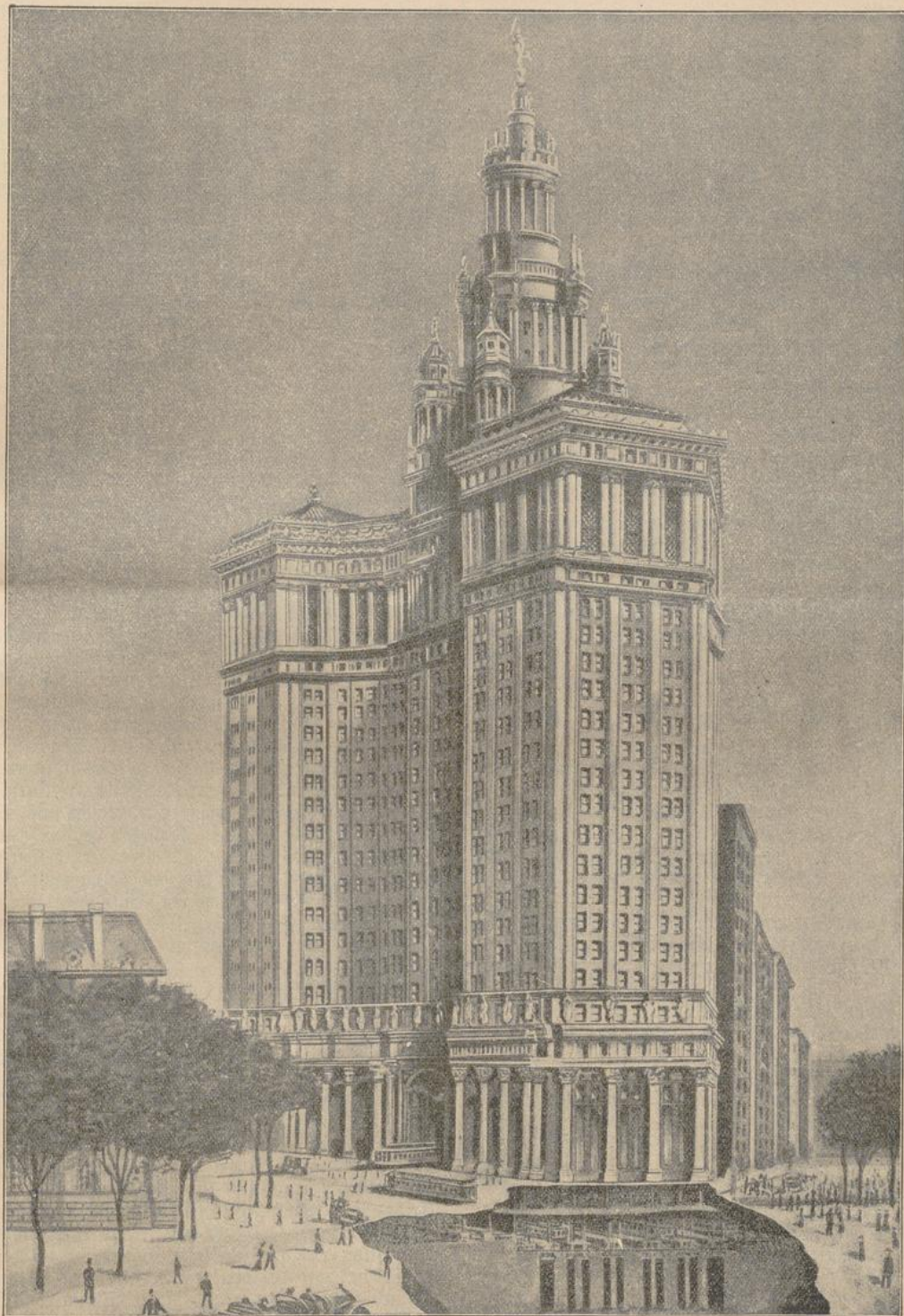
Gib kein Aergernis!

Wer Aergernis gibt, beleidigt Gott und macht, daß auch andere ihn beleidigen. Der Aergernisgeber wird zum Gehilfen des Satans, dessen Bestreben es ist, Seelen zu morden und zu verderben.

Seine Handlung ist ein Samen des Todes, der in die Herzen der Menschen gestreut wird; sie ist ein Stein, der auf den Weg des Heiles geschleudert wird; wie leicht kann eine Seele darüber straucheln oder gar in den Tod und die ewige Verdammnis kommen! — Das

Mergernis ist ein Netz, das viele in die Sünde verstrickt und darin festhält; nur wenige haben die Kraft, es zu zerreißen.

„Wehe der Welt um der Mergernisse willen“, spricht der göttliche Heiland. Welche Rache wird einst Gott



Das neue Rathaus der Stadt Newyork.

am Vergernisgeber nehmen! Er wird von ihm Rechenschaft fordern für all die Seelen, für die Christus am Kreuze gestorben, und die jener gemordet. Diese Seelen waren sein Eigentum, der Preis seines Blutes; jener aber hatte die Frechheit, sie ihm zu rauben. Daher wird aber auch sein Blut über ihn kommen, vielleicht schwerer, als einst über jene, die es auf dem Kalvarienberge vergossen haben.

Der Herr wird Rache an ihm nehmen wie ein Vater, dessen Kind man gemordet. Was wird der Sünder einem solchen Richter gegenüber erwidern können? Wie wird er seinen Blick ertragen, seine Vorwürfe ertragen können? Welche Scheidewand wird für die ganze Ewigkeit aufgerichtet werden zwischen Gott und dem Vergernisgeber?

D'rum, mein Christ, gib kein Vergernis!

Dem Simmerl sei' Sünd'.

Der Herr Pfarrer im kleinen Kirchdorf schüttelt sehr nachdenklich den Kopf. Was war nur mit dem armen bleichen Simmerl seit einiger Zeit geschehen? Das war doch immer sein fleißigster Schüler im Religionsunterricht und der eifrigste Ministrant gewesen, der bravste und zutraulichste, wenn auch der verwahrloste Bursche im Dorf, mit grundehrlichen Blauaugen, und nun ging er immer mit gesenktem Kopf herum und wenn ihn der Pfarrer ansprach, fuhr er erschreckt zusammen und wurde rot bis unter die Haarwurzeln!

Auch heute nach der Christenlehre war es wieder so gewesen. Da hatte der milde Seelsorger ihm voll Mitgefühl über den blonden Krauskopf gestrichen und freundlich zu ihm gesagt: „Simmerl, komm einmal mit mir in den Pfarrhof, ich hab mit dir zu reden!“

Noch dunkelrot war der Bub geworden und tiefer hatte er den Kopf gesenkt. Aber nach einer Weile hob er ihn wieder allmählich hoch und schritt tapfer neben dem greisen Pfarrherrn her. Leise, aber ohne Scheu gab er Bescheid auf die freundlichen Worte, die dieser an ihn richtete.

Als sie in der großen, weißgetünchten Arbeitsstube standen, wo an braunem Holzkreuz der Heiland in wucherndem Esen hing, nahm der Pfarrer den schwächlichen, hohlwangigen Buben bei der Hand und sagte weich und herzlich: „Sag' mal, Simmerl, was drückt dir am Herzl? Hat sich was angesammelt, das dir zu schwer zum Tragen wird?“

Da sah der Simmerl erstaunt und treuherzig in die guten Augen des Pfarrers, nickte mit einem lieben, kindlichen Lächeln und sagte: „So isch es, Hochwürden Herr Pfarrer!“

„So komm halt her zu mir und sag' mir's frei heraus! Hab Vertrauen, Simmerl, vielleicht, daß ich dir davon helfen kann!“

Es ging ein scheues Zucken über Simmerls Züge, prüfend sah er den Pfarrer eine Weile an und dann zum Heiland in dem grünen Esenfranz empor. Und dann griff er unter sein sadenscheiniges Zöpple und das verwaschene, blaue Hemd und zog ein winziges Brustbeutelschen aus alten Luchsflecken hervor. Mit zitternden Fingern nestelte er es von einer verknüpften Kordel los und reichte es dem Pfarrer hin: „Das hab' ich halt gesammelt und verspart für die armen Heidenkinder.“

Der Pfarrer wog das Beutelschen und sah mit jelsam feucht schimmernden Augen nach dem blassen, mageren Buben.

„Dreihundsechzig Pfennige!“ zählte er, und seine

Stimme hefte in Rührung. „Ei, Simmerl, warum senkst du denn da den Kopf? Heb' ihn doch, lieber Junge! Ein gottgefälliges Werk hast du getan, worüber sich die Englein im Himmel freuen! Und die armen Heidenkinder werden es dir danken mit ihrem Gebet!“

Aber der Simmerl hob den Kopf nicht: er senkte ihn tief, sah auf seine nackten Füße und wurde wieder rot. Er seufzte schwer auf und preßte die Lippen fest zusammen, als wolle er ein aufsteigendes Schluchzen unterdrücken.

Da stieg plötzlich eine bange, wehe Ahnung im Herzen des Pfarrers auf und ernst sagte er: „Simmerl, woher hast das Geld? Deine Stiefmutter hat es dir wohl kaum gegeben und dein Vater hat nichts übrig für arme Heidenkinder, da er kaum die Seinigen ernähren kann!“

Jetzt schluchzte der Simmerl auf.

„Woher hast du das Geld?“ fragte eindringlicher, voll Angst und Sorge der Pfarrer.

„Das ist mei' Sünd', die mich drückt, Herr Hochwürden; gespart hab' ich's heimli' und nit der Muttern geb'n! — Am Klopferlestag hat mer die Frau Pat' ein Zehnerl g'schenkt, von der Botin hab' ich zwova kriegt für's Gaisbütt'n, vom Väden für eiliche Gäng' a paar Fünferl, und alles hab' ich hoimli' verspart, daß es loaner mirke sollt!“

„So, so?“ sagte der Pfarrer, und seine Stimme zitterte in Rührung; „heimlich gespart hast du für die armen Heidenkinder?“

„Ja, Hoamlikeiten hab i g'habt, und das hat mi drückt; aber so viel leid hab'n mir die Heidenkinder getan, weil's no viel armer san, als i allweil mit meiner Sünd' von der Hoamlikeit umanand gelaufen, und hab' all's weiter'spart und sammelt!“

Wieder strich der Pfarrer dem Simmerl über den Lockenkopf; dann deutete er nach dem Erlöser am Holzkreuz, der so erbarmungsvoll aus dem Feuergeränke nach dem kleinen, bleichen, hohlwangigen Buben sah, und sagte weich: „Laß gut sein, Simmerl, und schau' auf! Der liebe Heiland wäscht dem Reuigen alle Sünde weg, das hast du doch gelernt! Und du hast ja alles in guter, frommer Absicht getan! Laß nur dein Mitleid mit den armen Heidenkindern immer mächtiger wachsen und sammle immer mehr Liebe für sie! Vielleicht beschert es dir der liebe Gott, daß du ihnen vielleicht anders helfen kannst, als mit Pfennigen, die du dir vom Munde absparrst. Was ich dazu tun kann, soll geschehen, denn diejenigen, die der liebe Gott ruft zum großen Werke der Bekehrung, die sollen wir leiten und führen, damit sie ihr Ziel erreichen!“

Der Herr Pfarrer hat damals den Simmerl nach Hause begleitet und hat mit seinen Eltern ein eindringliches Gespräch gehabt; warm hat er sich des Buben angenommen und wie er hat erkennen gelernt, daß ein guter Kern in ihm steckte, hat er Schritte getan, damit dieser den guten Weg gehen konnte, zu welchem ihn der liebe Gott berufen hatte. Ehe ein Jahr vergangen war, besuchte er das Gymnasium und bald danach ist er bei jenen frommen Männern in die Lehre gegangen, die Missionäre heranbilden, um unsere armen Brüder in Afrika Gott zuzuführen, wie es der Heiland befohlen hat, als er sprach: „Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Und jetzt ist der arme, kleine Simmerl selbst ein Missionär, ein eifriger Freund der Heiden, denen er seine Liebe und in diesen schweren, unruhigen Zeiten vielleicht

sogar sein Leben opfert, alles zur größeren Ehre Gottes. —

Klug führe den Pflug!

Mariazell. — Schon oft habe ich über andere gerichtet, mußte aber später nicht selten genau dasselbe tun, was ich bei andern verurteilt hatte. So sah ich einmal einen Farmer zu Pferd auf seinem Felde säen. „Unverzeihliche Faulheit!“ dachte ich mir. Als ich aber später infolge eines Brustleidens kaum mehr atmen konnte, war ich diesem Farmer recht dankbar, daß er mich durch sein Beispiel belehrt hatte, und setzte mich ebenfalls auf meinen Gaul und säete zu Pferd.

Vor etwa 17 Jahren kam ich hieher nach Mariazell. Da wollte ich den umwohnenden Kaffern doch 'mal zeigen, wie man ein Feld zur Saat bestellt. Während nun diese den Winter hindurch sich bei ihren Viertöpfen gütlich taten, fing ich schon im Herbst an, die Felder umzupflügen und so herzurichten, daß man mit der Maschine pflanzen und arbeiten konnte. Doch was geschah? Bis zum Frühling hatte mir der Wind ein bis zwei Zoll tief über das ganze Feld den Boden weggeweht. Ich dachte: Hundert Jahre dürfte es nicht so fortgehen; für diesesmal geht's gerade noch, denn es ist noch genügend Humus in der Tiefe.

Im darauffolgenden Frühling bepflanzen ich den Boden nach meiner Art, die Basutos nach der ihrigen. Als im Sommer Hr. Rivard mich fragte, wie weit ich gepflügt habe, zeigte ich ihm als Grenze die grünen Felder der Schwarzen. Nachend erwiderte er: „Also das Kennzeichen Ihrer bebauten Felder besteht darin, daß man nichts drauf sieht!“ — „Leider ja,“ mußte ich zugeben. Woher der Mißerfolg? Durch das Entfernen des Unkrautes und der Maisstengel, sowie durch das öftere Bearbeiten des Bodens waren die Felder trocken wie Asche, und weil es im Frühling gewöhnlich nicht regnet, ging mir kurzweg kein Samen auf. Die Kaffern dagegen, die ich für faul gehalten, warfen ihren Samen breitwürfig hin, pflügten ihn unter, und damit fertig! Der Same ging prächtig auf, indem gerade durch das Unkraut und die Stengel, die sie auf dem Felde unberührt hatten liegen lassen, noch etwas Winterfeuchtigkeit im Boden zurückblieb und so das Feld vor dem Winde geschützt war.

Drum: „Klug führe den Pflug!“

Dr. Struus, R. M. M.

Ausgelachte Erfindungen.

Genau so, wie einst Graf Zeppelin, dem heute ein ganzes Volk zujubelt, ein „Narr auf eigene Faust“ gescholten wurde, hat man viele Erfinder ausgelacht, ohne deren Erfindung das moderne Leben gänzlich undenkbar wäre. Während zum Beispiel in England längst die ersten Eisenbahnen fuhren, gab es auf dem Festlande zahlreiche Mathematiker, und Physiker, die mit allen Hilfsmitteln der mathematischen Wissenschaft nachweisen zu können glaubten, daß eine Eisenbahn gar nicht fahren könne, weil sich glatte Stahlräder auf glatten Stahlschienen nicht bewegen können.

Als Franklin in der Royal Society seinen ersten Vortrag über seine Erfindung des Blitzableiters hielt, wurde er nicht etwa mit Ruhm und Ehren überhäuft, sondern erzielte nur ein unauslöschliches Gelächter.

Lebron, ein Franzose, der sich große Verdienste um die Einführung des Leuchtgases erworben hat, mußte sich von den Pariser Gelehrten sagen lassen, daß eine Lampe ohne Docht nicht brennen und daher das Leuchtgas zu Beleuchtungszwecken nicht verwendet werden könne. Aus

diesem Grunde mußten die Pariser bis zum Jahre 1818 auf die Einführung von Gaslaternen warten, während zum Beispiel in Birmingham bereits seit 1813 Gaslaternen brannten!

Recht merkwürdig war die Aufnahme, die die erste Vorführung des Edison'schen Phonographen bei vielen gelehrten Körperschaften fand. Am 11. März 1878 führte Dr. Mouzel der Akademie der Wissenschaften in Paris zum erstenmale diese Erfindung Edisons vor, und der Erfolg war, daß der bedeutende Humanist Bouilland sich wütend auf Mouzel stürzte und ihn anschrte, die Versammlung lasse sich nicht durch einen Bauchredner narren. Bei dieser vorgefaßten Meinung blieb er auch, und noch am 30. September erklärte er es für völlig ausgeschlossen, daß ein elendes Metallstück den edlen Klang der menschlichen Stimme nachahmen könne.

Das neue Rathaus der Stadt Newyork.

(Siehe Bild S. 69.)

In Newyork, der drittgrößten Stadt der Welt, stellt sich die Notwendigkeit einer Konzentration der zahlreichen, über die ganze Stadt zerstreuten städtischen Behörden und Bureaus heraus. Die Millionenstadt hat daher die Errichtung eines ihrem gewaltigen Verwaltungsorganismus entsprechenden Rathauses beschlossen, das nach den vorliegenden Plänen echt amerikanische Dimensionen aufweisen wird. Während man in Europa große und teure Bodenschichten überbaut, baut Nordamerika auf verhältnismäßig kleinem Raum einen Wolkenkratzer in das Lufthmeer hinein. So soll das Newyorker Rathaus eine Höhe von 171 Meter erreichen, und die Fundamente werden 44 Meter unter die Erdoberfläche reichen; elektrische Bahnen gehen kreuz und quer, ober- und unterirdisch durch den Kolossalbau, dessen Baukosten auf 40 Millionen Mark veranschlagt sind.

Uebersicht

über die

Wirksamkeit des Werkes der hl. Kindheit in Deutschland vom 1. März 1910 bis 28. Februar 1911.

Für das Werk der hl. Kindheit sind vom 1. März 1910 bis 28. Februar 1911 in Deutschland folgende Beiträge eingegangen:

1. Aus den Diözesen Preußen, Sachsen	
Hessen und Württemberg . . .	622 667,00 M
2. Aus den Diözesen in Bayern . . .	251 211,84 "
3. " der Diözese Freiburg in Baden . . .	94 400,00 "
4. " " " Luxemburg . . .	18 526,72 "
5. " den Diözesen Metz u. Straßburg . . .	164 825,16 "
6. Von den Deutschen in Amerika . . .	58 909,52 "
im ganzen	1 210 540,24 M

Indem wir diese Erfolge des Werkes der hl. Kindheit in Deutschland bekannt machen, bitten wir gleichzeitig alle seeleneifrigen Priester dieses auf der letzten Katholikerversammlung in Mainz empfohlene, wahrhaft apostolische Werk in ihren Pfarreien einzuführen, zu fördern und zu pflegen, damit es überall zur höchsten Blüte gelange und noch reichere Früchte trage zum Heile der armen Heidentinder, zum Segen der Mitglieder und zum Ruhme unseres Vaterlandes.

Anfragen, Bestellungen u. dergl. wolle man an Herrn Kaufmann Alois Oster in Aachen (Karlshaus) richten.

Aachen, den 12. November 1911.

Der Verwaltungsrat des Werkes der hl. Kindheit.

Zur Nachahmung.

Ein Vikar ersuchte uns um Zusendung von 36 Exemplaren „Vergißmeinnicht“. Sein Seelsorgsbezirk ist mit nicht weniger als 23 Fabriken bedacht, und da möchte er nun durch ein damit beauftragtes Fräulein unsere Missionschrift verbreiten lassen, um auf diese Weise der jugendlichen Phantasie edle Stoffe zu bieten und zugleich gewissen sozialdemokratischen Ideen die Wege zu versperren. Wer wird's nachmachen?

Briefkasten.

Hünfeld: Meissen besorgt.
Fr. R. M.: 4.50 Mk. erhalten. Wird besorgt.
Sekretariat des chr. Bauernvereins für Unterfranken: 13 Mk. dankend erhalten.

Herzliches Vergelts Gott. Fr. R. 22 Mk. erhalten.
Lourdeswasser können Sie vertrauensvoll beziehen in versiegelten Literflaschen durch Jungfr. Creszenz Halder, Saulgau, Württemberg.

H. W. in W.: Dankend erhalten. Wird besorgt.
Die Zahlung für die drei auf Postkarten angegebenen Zwecke erhalten. F. G. W.

Tausend Dank für die vielen sehr Beiträge zum Unterhalte eines ewigen Lichtes vor dem Herz-Jesu-Altare in Mariannhill! Die Gaben flossen noch reichlicher, als wir gehofft hatten, so daß auch für andere Gotteslampen unserer Missionskirchen etwas übrig bleibt. Gott lohne es jedem Spender nach seiner Intention!

An H. G. Sie fragen nach dem jährlichen Betrag für den Unterhalt eines Lämpchens in unserer Stiftskirche in Mariannhill. Ganz genau läßt sich derselbe schwer bestimmen, allein ich denke, daß 80 bis 100 Mark pro Jahr genügen.

Hochheim. Betrag für ein Pbd. „Theresia“ erhalten.
Frankfurt, R. D. Wenden Sie sich an: Missionskloster Hl. Blut, Post: Beel en Donk, bei Helmond in Holland.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Bremgarten, Bittleten, Münster, Greßbach, Derendingen, Neich, Wyl, Bürglen, Arlesheim, Zbach, Günsberg, Oberägeri, Zaborge, Beuthen, O.-S., Hagen i. W., Obergrombach, Thüngenheim, Wlodelsheim, Euerhausen, Würzburg, Ottersweier, Oberjesbach, Diepoldskirchen, Hwiefalten, Dettlingen, Steinburg, Roth, Langenbrücken, Gundelsheim, Ludwigsburg, Vobenheim, Odenheim, Mettenbühl, Raifertshofen, Starnberg, Vixenried, Vabenhausen, Daseburg, Effen, Riedberg, Biberbach, Wanlo, Elbergen, Meische, Frechen, Bonn, Eichersheid, Aachen, Beuthen, Schirgiswalde, Dreuer, Braunsberg, Haunfetten, Au bei Freising, Erolzheim, Bräunlingen, Neichenau, Saarunion, Schlettstadt, Hochheim, Mühlungen, Wiesen, Freiburg.

Dankfagungen

N. Dank dem Hl. Herzen Jesu und den a. Seelen für Hilfe. Dank für gutes Examen. Dank uns. I. Frau von Lourdes, dem Hl. Herzen Jesu und dem Hl. Antonius und Judas Thaddäus für wiedererlangte Gesundheit. Dank dem Hl. Josef für Hilfe in schwerem Augenleiden. Dank dem Hl. Antonius für Erhöhung, Patzhan. Tamworth „Sakubona“, Nauenberg, Dank dem göttl. Herzen Jesu für Erhöhung in einem Anliegen (Veröffentlichung war versprochen). Ruppolding. Dank dem Hl. Josef für erlangte Hilfe. Dank dem Hl. Antlitz Christi und der wunderbaren Medaille der allerliebtsten Jungfrau Maria. Hirschzell, Kaufbeuren, Mühlschauen i. Ess., Döple, Brückenau. Dank der Mutter Gottes von Lourdes für Besserung in schwerem Herzleiden. Dank dem Hl. Herzen Jesu und der Hl. Gottesmutter und dem Hl. Antonius für Hilfe im besonderen Anliegen. Schlettstadt. Zu Ehren der Mutter Gottes von Philippsdorf für erlangte Hilfe. Buchen: Dank dem Hl. Antonius für Erhöhung in einem Anliegen. Dank dem göttl. Herzen Jesu für eine erhörte Bitte.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Häsingen, Biburg, Kirchheim, Oberursel, Augsburg, Falsbrunn, Kaufbeuren, München, Schönbau, Röllbach, Limbach, Buchen, Schwemmelbach, Neufes,

Vinswangen, Westheim, Ampfing, Mählfetten, Engersheim, Landau a. J., Murg, Thüngenheim, Färstfeldbrud, Frankfurt a. M., Neuburg, Wohlen, Zürich 2mal, Hettenschwil, Eggen, Bichelsee, St. Gallen 2mal, Gersau 2mal, Gelfingen, St. Fiden, Sempach, Luzern, Olten, Brenngarten, Bäterewil, Bühler, Mörenau, Landschut, Hildesheim, Vottfetten, Günsburg, Mannheim, Egmühl, Obergeroldshausen, Moos, Kronach, Eichbach, Hirschzell, Kaufbeuren, Bertoldshofen, Mollerding, Rimenthal, Motten, Münzingen, Vobenheim, Colmar, Hausach, Gundelshausen, Gundelsheim, Eßlingen, Oberwalpert, Odenburg, Gladbeck 2mal, Heßen, Alpel, Enpen, Wanlo, Biberbach, Weimerskirch, Breslau, Saarunion, Freising, Altheim, Birkenfeld, Bad Nibling, Freiburg.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Anna Röderer. Tirmain Werli, Blienschweiler. Anna Wiener, Altdöding. Josef Seidenhwanz, Kottenegg. Anna Köpplmüller, Nida v. W. Pfarrer Glöckler, Stogheim. Pfarrer Endres, Wellheim. Dr. Mich. Seisenberger, Freising. Frau Granvogel, Gröding. Agatha Schwarz, Friedrichshafen. Pfarrer Jehn, Gabischtal. Juliana Reichl, Pilsnang. Franziska Aigner, Pleinting. Aloisia Huber, Weissenhorn. Johann Unger, Trossenfurt. Anna Finnaner, Höhentkirchen. Margaretha Braun, Wasserlos. Justine Gegauf, Schlierbach. Frau Lehrer Friedrich, Reichenbach. Anastasia Grünwald, Theres Alde, Rosine Bichersrieder und Monika Greinwald, Tübing. Jos. Böttel, München. Rosina Pulfer, Buch. Brigitta Weber, Johannes, Maria Anna und Flora Fischer und Ida Trabert, Grismar. Ludwig Bimmenau, Viktor Ziller und Karolina Ritter, Steinburg. Karolina Becht, Sulzbach. Kreszenz Gruber, Reichertstein. Barbara Klein, Heilsam. Anna Schulze, Dorla. Maria Anna Müsch, Leutrich. Emma Gemmerl, München. Martha Schwarzmann, Ellharten. Veronika Grimm, Gönz. Josefa Eier, Niblingen. Leonhard Schlumberger, Gundelsingen. Georg Bucher, Schlier. Michael Kiehl, Rittenreuth. Anna Hundscher, Adltsfen. Kath. Bed, Gau-Weinheim, Kaspar Erber, Birnlofen. Kaufmann Ver. Kösting. Katharina Groganz, Humprechtshausen. Maria Anna Martin, Helmstadt. Franziska Schmid, Dautendorf. Leopold Kopf und Karolina Zimmer, Ottersweier. Herr Mayr und Josefa Mayr, Eschheim. Anna Köpplmüller, Nida. Dr. Kniele, Allmendingen. Walburga Schneider, Kaufbeuren. Maria Duffer, Mollerding. Anna Seiler, Benzenbach. Maria Hermannsgabner. Frz. Xaver Zwidel, Vippach. Josef und M. Anna Fritz, Hülen. Katharina Kattetter, Daylanden. Theres Thalor, Tittmoos. Amalie Luz und Regina Stahl, München. Josef Gaumann, Augsburg. Anna Maurer, Dilsberg. Monika Haller, Egmühl. Eugenia Degenberger, Artolsheim. Oskar Wehle, Stuttgart. Marguerite Perrin, Saarunion. Katharina Hochreiter, Mittendorf. Sebastian Klostermeier, Ausrichen. Anton Janzer, Anton Gernerle und Johannes Bender, Ob.-Grombach. Maria Winkler, Gensbach. Dorothea Bogel, Altheim. Frz. Sch. Neuf, München. J. Otto Kramer, Emmendingen. Franz Anton Schneider und Agatha Einsle, Heimentrich. Anna Müller, Großschwand. Margaretha Zimmer, Voitsberg. Peter Ströbl, Rimenthal. Albertine Wagner, Viefendorf. Friederike Schawalder, Widnan. Alexander Mehrt, Zürich. Katharina und Genovefa Dorat, Schwyz. Elisabeth Dufnerberger, Grasnang. Erna Altenburger und Maria König, Thüngen. Anna Müller, Milwaukee, Wis. Joseph Bohner, Carroll, Iowa. Alexander Dittmer, Rochester, N.-Y. Margaretha Benke, Bushon, Kanf. Elizabeth Ortloff, Brooklyn, N.-Y. Kreszenz Mangold, Obergünsburg. Elisabeth Vierer, Erbsitten. Maria Höcherl, Regensburg. Viktoria Gluck, Landsberg. Kunigunda Magdalener, Sand. Eva Brandl und Marie Hilger, Kloster Au am Inn. Josepha Müller, Stampfelberg. Theres Bihlmeyer, Neuchenau. Katharina Eberger, Tuntshausen. Josef Roth, Jakob Schmidt, Franziska Grün und Maria Anna Haas, Mondfeld. Ursula Goldbrunner, Lindau. Berta Martin, Lindenberg. Jos. Dohner, Herzogenroth. Kath. Zintermann, Witten. Sophia Reimermann, Essen a. d. Ruhr. Margaretha Birk, Brand. A. Wels, Adla-Nippes. Sophia Feldmann, Mettingen. Anna Daners, Steinhäusen. Herr Schlieper, Benteler. Katharina Horn, Ruhrort. Anna Maria Lang, Elz. Magdalena Bionel, Elz. Maria Billes, Weiden. Peter und Franz Wagner und Kath. Kern, Kirtischeid. Anna Berglane, Gronau. Nettchen Heinrichs und Heinr. Overlach, Krefeld. Klara Johnen, Elsch. Regina Richter, Gilzem. Frau Drossara, Aachen. Elsi Welter, Kaifen. Johann B. Schipper, Bernle. Hermann Kaufmann, Wilhelm Himmels und Ww. Franziska Donato, Rila. Heinrich Neuhans, Krefeld. Peter Rupp, Hülsweller. Ww. Josef Damen, Döntkirchen. Elisabeth Jung, Diebort.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. u. b. H., Würzburg.